

4.6.–10.6.07

**K** PROMO

**Rudolf Rechsteiner über Kernkraft: Warum die Weltwoche falsch liegt**

Freitag, 4. Juni 2007 – 77. Jahrgang  
Frage (inkl. MwSt.) – Euro 9,-

# DIE WELTWOCHEN



## **Couchepins grosser IV-Schwindel**

Wie der Sozialminister die gewaltigen Schulden versteckt.

Von Urs Paul Engeler und Markus Somn

## **Rabenvater Max Frisch**

Die Tochter des Schriftstellers befreit sich von ihrem Erzeuger.

Von Julian Schütt

## **David gegen Goliath**

Ein biblisches Erfolgsrezept für die heutige Schweiz. Von Roger Köppel

**Rudolf Rechsteiner über Kernkraft: Warum die Weltwoche falsch liegt**

Nummer 23 – 4. Juni 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Couchepins grosser IV-Schwindel**

Wie der Sozialminister die gewaltigen Schulden versteckt.  
*Von Urs Paul Engeler und Markus Somm*

## **Rabenvater Max Frisch**

Die Tochter des Schriftstellers befreit sich von ihrem Erzeuger.  
*Von Julian Schütt*

## **David gegen Goliath**

Ein biblisches Erfolgsrezept für die heutige Schweiz. *Von Roger Köppel*





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



#### CHRONOMAT B01

## Breitling kreiert den Chronografen par excellence

Perfekte Formgebung, Ausnahmemotor: Breitling startet mit einem hochexklusiven Instrument zum Höhenflug, das unter den mechanischen Chronografen neue Massstäbe setzt. Ein markantes Design, einzigartig, aufs Wesentliche reduziert. Eine brillante Präsenz am Handgelenk, ein gelungener Mix von Performance und Eleganz. Ein authentisches, mit aufwändigster Detailpflege fabriziertes und endgefertigtes Pardestück. Die Chronomat B01 ist auf maximale Robustheit, Funktionalität, Effizienz und Glanzleistung getrimmt, geschaffen von bestausgewiesenen Könnern für Kenner hochkarätiger Mechanik.

Im durchtrainierten Zeitmesser tickt das Kaliber B01, ein automatisches, vollumfänglich in den Breitling Werkstätten entwickeltes und gefertigtes Chronografenwerk. Dieser architektonisch innovative Originalmotor ist zuverlässig, präzise, leistungsstark und wie alle Breitling Werke Chronometer-zertifiziert. Raffinierte Ästhetik, Performance pur: Mit der Chronomat B01 interpretiert Breitling den mechanischen Chronografen neu.



AARAU: Gygax Schneeberger • ASCONA: Charly Zenger • BASEL: Spinnler + Schweizer • BIEL/BIENNE: Jacques Tissot • GENÈVE: Les Ambassadeurs, Bijouterie Kunz, Bijouteries Zbinden • INTERLAKEN: Kirchofer • LAUSANNE: A L'Émeraude LUGANO: Les Ambassadeurs • NEUCHÂTEL: Robert • VADUZ: Huber • WINTERTHUR: Mundwiler ZÜRICH: Les Ambassadeurs, Türlér

[WWW.BREITLING.COM](http://WWW.BREITLING.COM)

## Intern

Pascal Couchepin, ein grosses politisches Talent, war 1998 angetreten, die Schweiz auf den Kopf zu stellen. Hoffnungsfroh umgab er sich mit jungen, neoliberalen Beratern, um als Wirtschaftsminister all jene Reformen durchzusetzen, die die Schweiz wieder wachsen lassen sollten. Nach fünf wirkungslosen Jahren wechselte der energische Walliser ins Innenministerium, um hier aufzuräumen. Sechs Jahre später wirkt die Baustelle so unaufgeräumt, wie er sie vorgefunden hatte. Ein paar neue Gruben sind entstanden. Kein einziges grosses Problem – sei es bei der AHV, im Gesundheitswesen oder bei der IV – hat Couchepin auch nur annähernd gelöst. Im Herbst möchte er die IV sanieren. Mit einer Erhöhung der Mehrwertsteuer auf acht Prozent plant er, die grössten Defizite zu beseitigen, um da-



**Milliarden-Lügen:** Couchepin.

nach, darauf deutet manches hin, sich als Retter der maroden Invalidenversicherung in die Pensionierung zu flüchten. Bei näherem Hinsehen zeigt sich: Auch diese Vorlage löst kein Problem. **Seite 24**

Der Zürcher Autor Charles Lewinsky ist nie dort, wo andere sind, andere, die wie er Erfolg haben. Man findet den Verfasser unserer Fortsetzungsgeschichte «Doppelpass» sehr wohl an seinem Schreibtisch im selbstgewählten Exil in der Haute-Saône, aber kaum auf einem Anlass, wo sich der Zirkel der Literaten gewöhnlich trifft, auf Buchmessen, Vernissagen. Das Begräbnis der Fernseh- und Radiolegende Max Rüeger, mit dem Lewinsky zusammengearbeitet hatte, war für ihn Grund, sich in der Schweiz aufzuhalten. Lewinsky, kein Mann

der Sentimentalitäten, bestand darauf, ein mit der Kulturredaktorin Daniele Muscionico vereinbartes Gespräch zum Anlass seiner Theaterpremiere «Tie Break» am Casinotheater Winterthur unmittelbar nach dem Trauergottesdienst zu führen. Ein Diskurs an der Kirchenmauer über das Leichte und das Schwere in der Unterhaltung und seinen Abfall vom Glauben – ans Fernsehen. **Seite 48**

Als Till Hein in führenden Roboterforschungslabors recherchierte, beeindruckte ihn nicht nur Hondas Meisterstück Asimo, der Häuser



**Hilfsbereit:** die neuen Roboter.

zeichnen, Fussball kicken und Orchester dirigieren kann. An einem Institut der Aberystwyth University in Wales, erfuhr Hein, führt ein Roboter sogar wissenschaftliche Experimente durch – und es sind ihm bereits erste Entdeckungen zur Genetik der Hefe geglückt. «Bald werden Roboter überall sein!», sind viele Experten überzeugt. Auch im Journalismus? Nein, winkten die Forscher ab. Obwohl manche Zeitungen schon heute wirkten, als würden sie von Robotern geschrieben. **Seite 34**

Vor gut einem Jahr haben wir an dieser Stelle Max Wey, unseren langjährigen Chefkorrektor, verabschiedet, und schon meldet er sich mit einem Buch aus dem Ruhestand zurück («Weys Deutschstunde», Echtzeit-Verlag). Hat er sich gelangweilt? Braucht er Geld? Keins von beiden. Nach dreissig Jahren im Dienst der deutschen Sprache möchte er nun etwas von seiner Erfahrung weitergeben und Journalisten, Autorinnen und alle, die Freude an der Sprache haben, mit seinen Fragen piesacken. Testen auch Sie auf spielerische Weise Ihre Rechtschreibkenntnisse. **Seite 63**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

**Layout:** Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttig

**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

**Panasonic**  
ideas for life



**AUF ALLES EINGESTELLT.  
FOTO UND VIDEO IN HD-QUALITÄT.**

Mit der neuen Hybrid-Kamera Lumix TZ7 sind Sie bereit. Fangen Sie grossartige Momente auf Foto oder Video in brillanter HD-Qualität ein. Dank 25-mm-Weitwinkel-Objektiv ist Ihnen kein Motiv zu breit und mit dem optischen 12fach-Zoom kommen Sie für Fotos und Videos ganz nahe ran. Ihre Filme geniessen Sie in überragender AVCHD-Auflösung (1.280 x 720 Pixel) und Stereo-Tonqualität. Jetzt sind Sie am Drücker.



**EVERYTHING  
MATTERS.**

**LUMIX**

AVCHD | it [www.panasonic.ch](http://www.panasonic.ch)

## 45 000 Schweizer

Die Schweizermacher schalten auf Serienproduktion. Ein Fall von Rechtsverschleppung. Familienpolitik. Von Roger Köppel

Ist die Schweiz ein Einwanderungsland? Gemäss *Sonntagszeitung* wurden im Jahr 2008 insgesamt 45 000 Ausländer eingebürgert. Das Bundesamt für Migration verzeichnet Gesuchsrekorde. Zwischen Mai 2008 und April 2009 nahm die Zahl der Einbürgerungen gegenüber dem Vorjahr um vierzehn Prozent zu. Für die Einbürgerungswilligen haben sich die Kosten massiv verbilligt. Die Hürden wurden in den letzten Jahren gesenkt. Die wenig restriktive Einbürgerungspraxis ist auch eine Folge einer zusehenden Verbeamtung und Verpolitisierung des Verfahrens. Da nicht mehr die Bürger, sondern die Politiker einbürgern, ist mit einem weiteren Anstieg der Quoten zu rechnen.

Ist die lockere Vergabe des Bürgerrechts ein Fehler oder ein Segen? Die Skepsis überwiegt. Ob wir bereits von einem Ausverkauf sprechen können, ist eine Definitionsfrage, aber es ist kein gutes Zeichen, wenn die amtlichen Schweizermacher auf Serienproduktion umschalten. Seit 1996 bekamen 400 000 Ausländer einen Schweizer Pass. Letzte Woche entschied der Nationalrat, dass es für eine Einbürgerung genügt, wenn der Kandidat eine Landessprache spricht. Ein in Aarau lebender Tunesier, der perfekt Französisch, aber kein Wort Deutsch kann, wäre nach dieser Definition bereits integriert. Wer solche Massnahmen beschliesst, muss sich nicht wundern, wenn die Leute das Gefühl bekommen, die Bundesparlamentarier verfehlen ihren Auftrag.

Die Schweiz bleibt auf Einwanderung und Einbürgerung angewiesen, aber das Bürgerrecht sollte in einer direkten Demokratie verantwortungsvoll und zurückhaltend überreicht werden. Die Eingebürgerten werden Teilhaber der Willensnation, die anspruchsvolle Einstellungen und Praktiken verlangt. Ein landläufiges Missverständnis besagt, die Einbürgerung sei eine gute Integrationsmassnahme. In Wahrheit ist es umgekehrt: Die Einbürgerung kann nur Folge einer gelungenen Integration sein, nicht deren Voraussetzung. Jeder Rotary-Club und jeder Golfverein verfügt heute über strengere Aufnahmeregeln als die Schweiz. Das kann nicht die Absicht gewesen sein. Die anschwellende Leichtfertigkeit wird wohl politische Gegenreaktionen provozieren.

Kürzlich ergab sich beim Abendessen eine interessante Diskussion. Ein befreundeter Bauunternehmer erzählte von einem Rechts-



Argumentative Todesspirale.

fall, den er nach zehn Jahren endlich erfolgreich zu Ende brachte. Einem früheren Geschäftspartner konnte der Bauunternehmer eindeutigen Betrug und andere Delikte nachweisen, das Gericht verknurrte den früheren Partner zu einer unbedingten Zuchthausstrafe von mehreren Monaten. Das Verdikt war an Eindeutigkeit nicht zu überbieten. Warum also dauerte der Prozess so lange? Und warum musste der anklagende Bauunternehmer im Laufe des Verfahrens rund 500 000 Franken Anwaltskosten zahlen, damit der Prozess überhaupt in Gang gehalten wurde? Wäre der Bauunternehmer nicht wohlhabend, hätte er die halbe Million nicht verkraften können – das Verfahren wäre nach einigen Jahren eingestellt worden, und der inzwischen rechtskräftig eindeutig verurteilte Schwerbetrüger dürfte weiter frei geschäften.

Unsere Justiz, merkte der Bauunternehmer skeptisch an, sei ein Instrument der Reichen geworden, das den Zahlungskräftigen bevorteile, eigentlich ein Skandal. Der Fall erinnerte die Tischrunde an ein ganz anders gelagertes Verfahren, das aber ebenfalls an massiver Verschleppung krankt. Der frühere Bankier Oskar Holenweger steckt auch noch Jahre nach einer gestapowürdigen Verhaftungsaktion im Morgengrauen in Männedorf ZH in einem kafkaesken Endlos-Prozess, ohne dass ihm klageworden wäre, was man ihm denn nun vorwirft. Kann es sein, dass sich italienische Verhältnisse in unserem Rechtswesen ausbreiten? Auf das Thema werden wir zurückkommen.

Zum Thema Familienpolitik erreichten mich zahlreiche Zuschriften, viele zustimmende, viele kritische. Was die Kritiker bewegte: Man hielt meiner Absage an das bundesrätliche Modell der steuerlichen Bevorzugung von Familien, die ihre Kinder in Krippen schicken, entgegen, es sei eben doch eine wichtige «gesamtgesellschaftliche Aufgabe», für genügend Nachwuchs zu sorgen. Schliesslich habe der Staat nicht nur ein Interesse an berufstätigen Frauen, sondern auch an Kindern, die später produktiv sein werden. Ausserdem: Wer wie ich staatlich finanzierte Kinderkrippen kritisiere, habe konsequenterweise auch das staatliche Schulsystem und andere öffentliche Infrastrukturleistungen zu bekämpfen.

Ich bleibe dabei. Es ist nicht die Aufgabe des Staates, seine Bürger zum Kinderkriegen anzuhalten. Ob eine Frau oder ein Mann sich für eine Familiengründung entscheiden oder nicht, muss ihnen überlassen bleiben. Es waren totalitäre Staaten, die besonders fruchtbare Frauen mit «Mutterkreuzen» prämierten. Ich halte auch nichts von der Diskriminierung kinderloser Paare oder von Leuten, die sich aus privaten Gründen entscheiden, keine Kinder zu haben. Das Familiäre ist eine Privatsache, um das sich der Staat zunächst einmal nicht zu kümmern hat. Entsprechend hat der Staat bzw. haben die Steuerzahler dafür zu sorgen, dass den Familien keine Steine in den Weg gelegt werden, die steuerliche Belastung möglichst tief gehalten wird. Dass Familien, die sich entscheiden, ihre Kinder selber zu erziehen, gegenüber Familien, die ihre Kinder in Krippen schicken, benachteiligt werden, halte ich für Unfug.

Noch ein Wort zur Infrastruktur. Ist es nicht unlogisch und inkonsequent, staatlich finanzierte Kinderkrippen zu kritisieren, nicht aber staatliche Primarschulen? Das Argument berührt ein gutes Thema. Tatsächlich kann und sollte man in der Schweiz darüber debattieren, ob private Schulen, mehr Wettbewerb unter den Schulen und mehr Kostenwahrheit in der Bildung nicht entscheidende Fortschritte bringen können. Ich bin der Meinung, dies wäre der Fall, aber das war nicht der Anlass des letzten Editorials. Abwegig aus meiner Sicht ist die Rechtfertigung neuer Subventionen durch den Hinweis auf bereits bestehende Subventionen. In dieser argumentativen Todesspirale bewegen sich alle Anspruchsnehmer und Trittbrettfahrer des öffentlichen Sektors. Als unumstösslichen Notwendigkeitsgrund für jede neue Staatsausgabe beruft man sich in der Regel auf eine bereits bestehende, noch dümmere Staatsausgabe. Der *Weltwoche*-Autor Markus Schneider hat in einem preisgekrönten Essay zum Thema bereits vor Jahren auf diese parasitäre, sich selbst verstärkende Geldabschöpfungsirrhalle hingewiesen. Sie kann kein Massstab sein.



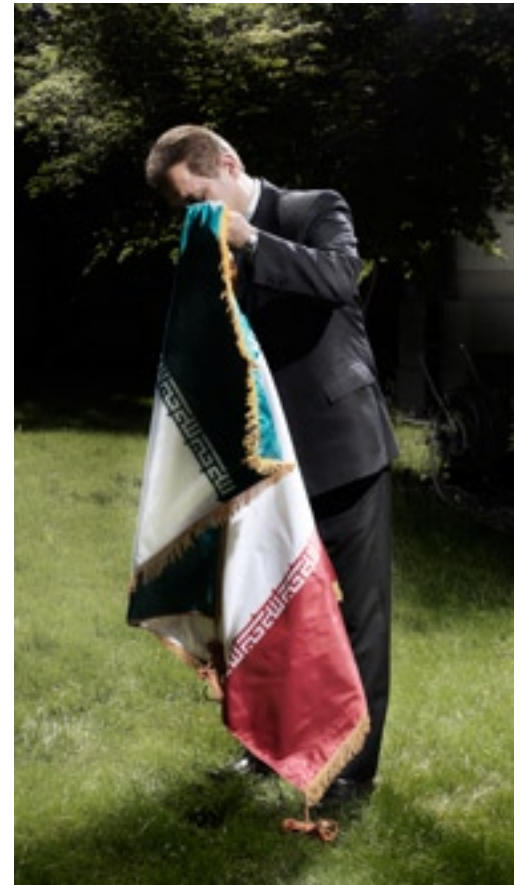
100 Jahre L'Oréal: Topmodel Sasha. Seite 56



Ohne Zuspruch: EU-Parlament. Seite 30



Hart im Nehmen: Startenor Cura (l.). Seite 44



Gute Ratschläge: Botschafter Imani. Seite 32

## Aktuell

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Es braucht eine Schweizer Sezession
- 10 David gegen Goliath  
Die biblische Geschichte der Underdogs, die überlegene Gegner besiegen können, ist ein Lehrstück für die Schweiz
- 13 Flut von Vorstössen Politiker klagen über zu viel Arbeit – schuld daran sind sie selber
- 14 Prof. Dr. Heckenschütze Aufbereitung einer Intrige gegen Christoph Mörgeli als Professor an der Universität Zürich
- 15 Schwarze Schafe Reiche «überfremden» die Schweiz, meint der *Tages-Anzeiger*
- 17 Die Deutschen Rabbis für die Berliner Republik
- 17 Personenkontrolle Schwaller, Huber, Olibet, Lautenberg
- 18 11 Fragen an Ansgar Gmür
- 19 Replik Rudolf Rechsteiner über erneuerbare Energie
- 20 Mörgeli Integration als Glaubensbekenntnis
- 20 Bodenmann 15 Prozent mehr sind nicht genug
- 21 Medien Könige der Abschreiber
- 21 Wortkontrolle «Erlebnispädagogik»
- 22 Leserbriefe

## Hintergrund

- 24 Die 14,5-Milliarden-Lügen  
Die defizitäre Invalidenversicherung wird mit neuen Steuern nicht saniert, sondern zusammen mit der AHV ruiniert
- 26 «Dümmster Augenblick» Der Economiesuisse-Direktor sagt, warum er Couchepins Steuerpläne nicht unterstützt
- 28 Unerklärliche Leiden im Volksheim Die Massnahmen der Schweden gegen die Misere im Sozialsystem
- 29 Essay Abt Martin Werlen zur Sterbehilfe-Debatte
- 30 Kolosseum für Schnellredner Mit der Scheindemokratie in Strassburg können die EU-Bürger weniger anfangen denn je
- 32 «Nette Worte reichen nicht»  
Gespräch mit dem iranischen Botschafter in Bern, Keyvan Imani, über Irans Atomprogramm, Obama und die Schweiz
- 34 Robo sapiens  
Moderne Roboter erweisen sich als erstaunlich lernfähig und zeigen erste Gefühle – Besuch im Trainingslabor
- 37 Scheinheilige Klagen Sechs radikale Vorschläge zur Rettung des Gesundheitssystems
- 38 Wenn die Wunder nicht aufhören Mit Alexander von Humboldt starb vor 150 Jahren ein grosser Abenteurer
- 40 Das Abc der Wirtschaftspleite  
Eine Analyse der Zeitenwende: Sinn für Risiken verloren
- 44 Ruinöse Männlichkeit Das harte Los der Startenöre
- 46 Jay Lenos letzter Coup Lettermans Rivale ist kurz weg
- 47 Hip-Hop, Heiliger Krieg Die US-Serie «Sleeper Cell»



Etabliert: Lewinsky. Seite 48

## Interview

### 48 «Ich bin ein Gourmand auf Fastenkur»

Charles Lewinsky, der produktivste Schweizer Schriftsteller und Autor des «Doppelpasses» in der *Weltwoche*, bringt sein Stück «Tie Break» auf die Bühne

## Stil & Kultur

### 52 Familienidyll Fotografin Robin Schwartz

### 54 Namen Von Johnny Depp bis Lady Bitch Ray

### 55 MvH L. A. Confidential

### 56 Formel der Schönheit L'Oréal wird hundert Jahre alt

### 57 Luxus Schokolade auf neuen Jeans

### 58 Auto BMW 325i Cabrio

### 59 Objekte Google-Handy HTC Magic

### 59 Wein Las Flors de la Pèira 2006

### 60 Bestseller

## 60 Die Vater-Karte

Max Frischs Tochter Ursula Priess hat die schwierige Beziehung zum Vater verarbeitet – mit literarischen Mitteln

### 62 Film «Terminator Salvation»

### 62 Jazz Jon Hassell

### 63 Deutsch für alle Neues Buch des ehemaligen *Weltwoche*-Chefkorrektors

### 64 Doppelpass Folge 28

### 66 Hochzeit Britta Winkowski und Daniel Bottignole

## Autoren in dieser Ausgabe

### Abt Martin Werlen



Als Vorsteher des Benediktinerklosters Einsiedeln und Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz und ihrer Bioethik-Kommission ist Abt

Martin Werlen berufen, sich zur Sterbehilfe-Debatte zu äussern, die CVP-Präsident Christophe Darbellay neu lanciert hat. Er tut es auf Seite 29.

### Rudolf Rechsteiner



Wird im Parlament über Windräder, Strompreise oder Kernkraftwerke debattiert, gehört SP-Nationalrat Rudolf

Rechsteiner, 51, zu den Wortführern. Auf Seite 19 reagiert er auf die kritische Titelgeschichte von Redaktor Alex Baur über den Boom der Alternativenergie.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Twitter: Sofort merken, was auf *Weltwoche* online läuft

Empfangen Sie Hinweise zu neuen Artikeln und exklusiven Online-Inhalten via den rasch wachsenden Internet-Kurznachrichtendienst *Twitter*. Ihr eigenes *Twitter*-Konto eröffnen Sie gratis unter [www.twitter.com/weltwocheonline](http://www.twitter.com/weltwocheonline)

## Umfrage der Woche: Sagen Sie uns Ihre Meinung

Warum finden starke, erfolgreiche Frauen keine Männer? Braucht die Schweiz neue Atomkraftwerke? Sind alle Allergiker in Wahrheit Simulanten? Jede Woche stellen wir Ihnen eine neue Frage zu einem brisanten *Weltwoche*-Thema. Stimmen Sie jetzt ab unter [www.weltwoche.ch/umfrage](http://www.weltwoche.ch/umfrage)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** 20% Rabatt auf Tickets vom 23.9. 2009 für «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne  
**Spezialangebot:** Profitieren Sie von 10% Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches  
**Produkt des Monats:** 27% Rabatt auf die Digitalkamera Samsung WB500, 10 Megapixel, 10x Ultra-Weitwinkel-Zoom. Fr. 299.- statt Fr. 409.- (Unverbindliche Preisempfehlung).

Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## Weltwoche-Spezialangebot



Mit «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne kommt ein Ballettereignis allerersten Ranges nach Zürich. Grandiose Choreografie, fabelhafte Musik von Wolfgang Amadeus Mozart und Queen und Kostüme von Gianni Versace sorgen vom 23. bis zum 27. September 2009 für Glanzlichter im Theater 11 – eine fröhliche, sanfte, reflektierte und theatrale Hommage an das Leben.

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20 % Rabatt auf die Vorstellung vom Mittwoch, 23. September 2009, 20 Uhr.



Foto: F. Paolini

### «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne Eine Hommage an das Leben

Mozart, Queen und Gianni Versace – drei Namen voller Magie, die nur ein genialer Mann wie Maurice Béjart an einem Abend vereinen kann.

Ein Engel mit schweren Klötzen an den Füßen, ein Sänger, geblendet vom Scheinwerferlicht, und eine Truppe, die auftritt, wie wenn sie gerade aus allen Wolken fiele.

Es sind starke Bilder, die der 2007 verstorbene Maurice Béjart gefunden hat. «Ballet for Life» ist ein sehr persönliches Stück, voll autobiografischer Momente, ein Blick zurück auf ein erfülltes Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Liebe und Angst, Hoffnung und Humor sind die Koordinaten, dazwischen spielt das satte Leben.

Maurice Béjart hat sein Stück als Hommage an seinen einstigen Startänzer Jorge Donn und an Freddie Mercury konzipiert. Beide sind im Alter von 45 Jahren an Aids gestorben. «Ballet for Life» ist, so Maurice Béjart, «all jenen gewidmet, die vor ihrer Zeit starben».

**Béjart: «Ich will nicht sagen, dass sie zu früh gestorben sind, weil ich nicht sicher bin, dass sich Dinge zu früh oder zu spät ereignen. Sie sind, wie sie sein müssen. Es ist ein Ballett über die Jugend und die Hoffnung. Denn als ein unverbesserlicher Optimist glaube ich trotz allem: <The Show Must Go On> wie Queen singt.»**

Die Queen-Songs «It's a Beautiful Day», «Let Me Live», «Heaven for Everyone», «Get Down, Make Love», «Radio Ga Ga», «Bohemian Rhapsody» und viele mehr haben den Ballettzauberer zu einer faszinierenden Arbeit inspiriert. Er montierte einige Mozart-Partien wie «Cosi fan tutte», «Concerto No. 21», «Thamos» hinzu und choreografierte eine lebenssprühende Tanzrevue, voller Leidenschaft und Witz. Die exquisiten Kostüme von Gianni Versace in elegantem Schwarz und Weiss machen aus der rasanten Ballettshow ein atemberaubendes Vergnügen.

«Ballet for Life» sprüht, trotz oder gerade wegen seines mehrheitlich tragischen Hintergrunds, vor Optimismus und Vitalität: eine Hommage ans Leben!

Weitere Informationen finden Sie unter [www.musical.ch](http://www.musical.ch) oder [www.bejart.ch](http://www.bejart.ch)

### Weltwoche-Spezialangebot

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20 % Rabatt für die Vorstellung vom 23. September 2009, 20 Uhr.

Um vom Rabatt zu profitieren, laden Sie das Weltwoche-Kennwort unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) herunter und bestellen Sie ihre Tickets über Telefon 044 265 56 56. Maximal 4 Tickets pro Bestellung und nur solange Vorrat.

Alle Informationen zu «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne und weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

# Es braucht eine Schweizer Sezession

Von Max Frenkel — Verglichen mit dem Kulturfilz ist die SVP geradezu ein Muster an Vielfalt. Was die Kultur – aber nicht nur sie – braucht, ist eine schweizerische Sezession.



*Hoffnungslos provinziell: umstrittene Hirschhorn-Installation in Paris.*

Der kulturelle Mikrokosmos der Schweiz ist – wie jeder Kulturkuchen wohl überall auf der Welt – ein brodelnder Intrigantestadel. Jeder stichelt gegen jeden: um Geld, um Beziehungen, um Bedeutung. Nur nach aussen, da hütet man sich, unterschiedliche Weltanschauungen zu verfechten. Es gibt sie ja eigentlich, in der Schweiz jedenfalls, auch gar nicht. Denn alle sind davon überzeugt, dass es die Aufgabe des Staates sei, sie zu ernähren, sie zu ehren und sie vor allem nicht zu kritisieren. Die Weltanschauung ist einfach: Rechts ist faschistoid, links ist liberal, und die SVP ist das Böse an sich. Damit lebt es sich recht gut, denn in all den vielen Kulturkommissionen und -jurs des Landes trifft man immer wieder auf seinesgleichen, und eine Hand wäscht fleissig die andere. Wer das noch nicht begriffen hat, steht draussen, bis er's begreift. Dein Gott sei Pro Helvetia und all die andern Stiftungen, Ämter für Kultur, Kulturdelegierten und so weiter.

Dieser Befund trifft natürlich nicht nur auf die Kultur zu. Auch andere Bereiche – zum Beispiel jener der Öffentlichrechter – pflegen eine solche Form des Korporatismus. Doch der Kulturfilz ist der grösste und der arroganteste.

Solches schadet dem Land. Denn nur eine lebendige und auf anspruchsvollem Niveau

stehende Auseinandersetzung zwischen weltanschaulich unterschiedlichen Positionen – nicht zu verwechseln mit Parteiprogrammen – bringt eine Gesellschaft weiter. Das wäre die Rolle der Intellektuellen. Aber diese nehmen sie nicht wahr, und deshalb ist der schweizerische Kulturbetrieb – dieser ist nicht zu verwechseln mit individuellen kreativen Leistungen – so hoffnungslos provinziell und uninspirierend.

## Dürrenmatts Zurückhaltung

Selbst die politischen Parteien würden davon profitieren, wenn endlich wieder Denker mit schöpferischer Fantasie und nicht nur Bürokraten, unbegabte PR-Sprücheklopfer und Darbellays in ihnen tätig wären. In den frühen Stadien des Bundesstaates und bei der Gründung des Kantons Jura war das so. Auch Politik ist Kultur und braucht Kultur. Vielleicht müsste da die Kaste der Politiker ihrerseits den Filz etwas lüften und Kulturschaffende nicht nur als Werbeträger sehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch die Ikonen der schweizerischen Schriftstellerei. Sie verstanden sich nicht besonders gut. Und weltanschaulich gab es Unterschiede, auch wenn sich Dürrenmatt hier sehr zurückhielt. Doch leider drang das nicht an die Öffentlichkeit.

So entstanden auch keine zwei «Schulen». Dürrenmatt war zwar der bedeutendere Autor; aber es war allein Frisch, der die politischen Massstäbe seiner Epigonen prägte. In der Schweiz ist es – anders als etwa in Frankreich – in neuerer Zeit nie zu grundsätzlichen Richtungsstreitigkeiten der Kulturschaffenden gekommen. Vor dem Zweiten Weltkrieg waren sie hier übrigens keineswegs die aktiven Antifaschisten, als welche sie sich im heutigen Umfeld gerne hochstilisieren. Sie hielten sich – mit Ausnahme etwa der Kabarettisten – ziemlich still und sahen die aus Deutschland geflohenen Kollegen eher als Bedrohung denn als Gäste.

Was die Schweiz heute brauchte, wäre ein Erdbeben in der Kulturwelt, welches diese von ihren Verfilzungen und Verkrustungen im Technokratenumfeld befreit. Es müsste wieder möglich sein, dass ein «anständiger» Künstler auch Dinge schaffen darf, die nicht nur jenen mit speziell konditioniertem Geschmack gefallen. Dass er als Auftraggeber lieber Individuen als Kommissionen hat.

## Damit Blocher nicht nur Anker sammelt

Die Situation provoziert Assoziationen mit der Berliner, Münchner und vor allem Wiener Sezession (oder Secession) zu Ende des 19. Jahrhunderts. Künstlerbewegungen, die als Protest gegen den damals herrschenden akademischen Kulturbetrieb entstanden und zum Jugendstil führten. Damals waren es die Akademien, die eine kulturbürokratische Wirkung ausübten und bestimmten, was Kunst war und was nicht. Heute sind es die Kulturbürokratien. Sie sind vielleicht ein wenig anders. Sie sagen nicht, etwas sei keine Kunst. Sie sagen einfach, alles sei Kunst, was ein Künstler mache. Und wer nicht zum Zirkel der (Selbst-)Berufenen gehöre, habe kein Recht, eine andere Meinung zu haben. Nur bürgerlich darf der Künstler natürlich nicht sein. Sonst bekommt er, als Kabarettist etwa, im Unterschied zu Franz Hohler keine Auslandsreisen spendiert. Die Diskussion 2004 um die von Pro Helvetia finanzierte Installation von Thomas Hirschhorn in Paris war ein gutes Beispiel für diesen einseitigen Förderbetrieb. Und von Künstlern, die den Ansatz Hirschhorns kritisierten, hörte man da nichts.

Wir brauchen eine Sezession auch in der Schweiz. Aber wo sind sie, die schweizerischen Künstler, die sich vom Staatstropf emanzipieren wollen? Die einen Kulturbetrieb aufziehen wollen, der sich auch in öffentlicher Rede und Widerrede profiliert, der sich sogar in der Dialektik von Angebot und Nachfrage bewährt, ja der vielleicht sogar einen Christoph Blocher dazu bewegt, nicht nur Albert Anker zu sammeln, sondern auch Mäzen zeitgenössischer Maler zu werden? Irgendwo, wohl beim Nachwuchs, müssten sie ja sein. Jeder Filz reisst irgendwann einmal. ○

# David gegen Goliath

Von Roger Köppel — Underdogs können überlegene Gegner besiegen. Wenn sie die Regeln brechen und härter arbeiten. Die biblische Geschichte von David und Goliath ist ein Lehrstück für die heutige Schweiz unter Druck.



Erfolgreiche Nische: Finanzplatz Schweiz.



Goliath diktiert: Peer Steinbrück.

Eigentlich ist es ein Rätsel, warum die Schweiz so reich und so erfolgreich wurde. Das Land hat keine Bodenschätze. Das Gelände ist an manchen Orten unzugänglich. Dünn besiedelt, mangelte es über die Jahrhunderte an guten Arbeitskräften. Da es gleichzeitig zu wenig Arbeit gab, waren die Einheimischen gezwungen, ihr Glück im Ausland, manchmal sogar auf fernen Kontinenten zu suchen. An den Grenzen standen übermächtige Armeen. Die kurzlebigen europäischen Grossmachtträume der Eidgenossen zerstoben nach der vernichtenden Niederlage ihrer Truppen bei Marignano (1515). Dennoch gelang der Aufstieg zu einer der grössten Wirtschaftsmächte des Planeten, zum beneideten Erfolgsmodell, das sich heute wieder einmal unter ausländischem Druck befindet. Wie war es möglich, dass eine Art Steinhaufen im Zentrum des Kontinents eine derartige Karriere hinlegen konnte?

## Griechische Hopliten und Beduinenhorden

«Wie David Goliath schlägt – Wenn Underdogs die Regeln brechen», lautet der Titel eines hochinteressanten Artikels, den der amerikanische Bestsellerautor und Wissenschaftsjournalist Malcolm Gladwell kürzlich in der Zeitschrift *The New Yorker* publizierte. Gladwell ist ein glanzvoller Reporter und ein origineller

Denker, der sich in aufsehenerregenden Texten mit dem Phänomen des Erfolgs beschäftigt. In einer seiner frühesten Reportagen für das Wochenblatt ging Gladwell der Frage nach, warum schwarze US-Sportler in der Regel besser sind als weisse. Den Historiker interessierten weniger soziologische Hintergründe als genetische, und er kam zum überraschenden Befund, dass bestimmte Talente, unter anderem athletische, bei Schwarzen statistisch gesehen viel dichter vorhanden sind als bei Weissen, bei denen allerdings der Begabungsdurchschnitt höher liegt. Den internationalen Durchbruch schaffte Gladwell mit seinem Buch «The Tipping Point». Hier zeigte er anhand von intellektuell erfrischenden Analogien, dass sich Trends bei Produkten, Musikstilen oder politischen Ideen nach dem Muster von Epidemien ausbreiten.

In seiner jüngsten Studie für den *New Yorker* versucht Gladwell einem der rätselhaftesten Erfolgsgeheimnisse auf die Spur zu kommen. Wie ist es möglich, dass krass unterlegene Parteien weit stärkere Gegner besiegen können? Was genau ist ausschlaggebend, wenn der Aussenseiter den Favoriten schlagen will? Wie können sich Kleinstaaten gegen Grossmächte behaupten? Die Geschichte kennt zahllose Beispiele: Den antiken griechischen Hopliten-

Verbänden gelang es in mehreren Gefechten, die numerisch deutlich überlegenen Perser zu vernichten. Der britische Geheimagent und Schriftsteller T. E. Lawrence alias Lawrence von Arabien führte einen wilden Haufen kamelreitender Beduinen gegen eine massiv überlegene ottomanische Streitmacht zum Erfolg. In Vietnam schafften es die schlecht ausgerüsteten Dschungelarmeen des legendären Generals Vo Nguyen Giap, die französischen Kolonialtruppen derart zu zermürben, dass die Vietminh-Soldaten sogar in der offenen Feldschlacht von Dien Bien Phu (1954) einen überraschenden Grosstriumph erzielen konnten. Ein Vierteljahrhundert später jagten die zähen Gebirgsbrigaden der Mudschaheddin nach entbehrungsreichen Abnutzungskämpfen die ruhmreiche sowjetische Armee aus Afghanistan. Goliath verzog sich geschlagen und gedemütigt nach Hause.

## Wie Michael Chang Lendl austrickste

Auch in der Welt des Sports gibt es immer wieder glorreiche Beispiele jubelnder Aussenseiter. Kürzlich jährte sich zum zwanzigsten Mal der absonderliche Finalsieg des damals siebzehnjährigen Michael Chang gegen die unschlagbare tschechische Tennismaschine Ivan Lendl in Roland Garros nach fünf Sätzen.

Der kleingewachsene Chinesisch-Amerikaner Chang narrte die damalige Welt Nummer eins mit einer an Selbstzerstörung grenzenden Laufarbeit und einem an Hobbyfederball erinnernden Anfängeraufschlag. Lendl knickte psychisch ein. Im Eishockey ist der Goldmedaillengewinn einer bunt zusammengewürfelten US-Truppe gegen den Serienweltmeister UdSSR 1980 in Lake Placid erwähnenswert. Die Russen verfügten über die erfahrenste und beste Mannschaft der Welt, eine hochdekorierete Kufen-Aristokratie, die von den unbeirrbar hobelnden und hebelnden Allerweltsamerikanern vom Eis gepflegt wurde.

Interessanterweise hat sich auch Gladwell in seinem Aufsatz an einem sportlichen Vorbild orientiert. Er untersucht eine amerikanische Juniorinnen-Basketballmannschaft, die aus technisch mittelmässigen, eher kleingewachsenen Spielerinnen besteht und dennoch ihre viel stärkeren und grösseren Gegnerinnen serienweise schlägt. Wie ist das möglich?

Zunächst: Aussenseitererfolge sind in der Weltgeschichte keine Rarität. Der von Gladwell zitierte Politologe Ivan Arreguin-Toft erforschte alle Kriege der letzten 200 Jahre, in denen sich stark unterlegene und entsprechend deutlich überlegene Parteien gegenüberstanden. Der Wissenschaftler fand heraus, dass die Favoriten in 71,5 Prozent der Fälle siegreich waren. Immerhin fast jedes dritte Mal gewannen die Schwächeren. Dieser Wert ist insofern beachtlich, als Arreguin-Toft ein Stärkeverhältnis von 10:1 zugrunde legte, was militärische Mittel und Bevölkerungszahl betraf. Selbst gegen solche Widrigkeiten erwiesen sich die Aussenseiter keineswegs als chancenlos.

### Gezielter Schuss auf die Stirn

Noch interessanter wird es, wenn man sich etwas enger an das biblische Gleichnis von David und Goliath hält. Die Erzählung handelt vom israelischen Hirtenjüngling David, der zur allgemeinen Verblüffung den mächtigen Dreimeterkrieger Goliath erschlägt. Ursprünglich hätte David mit Schwert und Brustpanzer nach althergebrachter Regel gegen den überlegenen Giganten antreten sollen. Doch der schlaue Aussenseiter verzichtete darauf, legte seine Rüstung, in der er sich kaum bewegen konnte, ab, fischte fünf Kieselsteine aus dem Bach und erledigte den Riesen nach einem gezielten Schuss mit seiner Schleuder. Mit anderen Worten: David war sich seiner Schwächen bewusst, passte die Taktik an und überrumpelte den Feind.

Der Politologe Arreguin-Toft überprüfte mit diesem Bild vor Augen seine Daten und ermittelte eine neue Erfolgsquote. Sie stieg von 28,5 auf 63,6 Prozent. Wenn sich die auf dem Papier schwächere Partei, so der Wissenschaftler, nicht an die Regeln der stärkeren hält, gewinnt sie meistens.

Wie aber muss der Unterlegene kämpfen, um den Stärkeren zu besiegen? Gladwell greift zur Illustration wieder auf David und Goliath zurück. Der leichtbekleidete Hirte schlug den schwebewaffneten Giganten, weil er das Tempo erhöhte und ihm einen anderen Rhythmus aufzwang. «Als Goliath sich in Bewegung setzte und auf David losstürzen wollte, lief auch David ihm entgegen. Im Laufen nahm er einen Stein aus der Tasche, legte ihn in die Steinschleuder und schleuderte ihn mit aller Wucht gegen den Feind. Der Stein traf Goliath und bohrte sich tief in seine Stirn.» Entschlossenheit, mehr Laufarbeit, ein Blick für eigene und gegnerische Schwächen brachten den Erfolg. David setzte den Riesen unter Druck, indem er von sich aus das Tempo verschärfte. Durch Anstrengung machte er seine Unzulänglichkeiten wett.

### Alle Schwächen überwunden

In diesem Urmuster erkennt Gladwell die Erfolgsstrategien der Aussenseiter. In faszinierenden Exkursen legt er dar, wie Lawrence von Arabien seine Beduinenhorden gegen die Türken einsetzte. Lawrence mied die offene Schlacht, stattdessen konzentrierte er sich asymmetrisch auf die Schwächen der Feinde, die er an ihren Versorgungs- und Transportrouten empfindlich traf, den Druck immer aufrechterhaltend. Der Meisterstreich gelang ihm in der Schlacht von Akaba. Statt übers Meer anzugreifen, was die Türken erwartet hatten, kam Lawrence nach einem kräftezehrenden Gewaltsritt aus der Wüste. Die Türken hatten es schlicht für unmöglich gehalten, dass die Beduinen so verrückt sein würden, sich diesen Strapazen auszusetzen. Die 700 Lawrence-Reiter töteten rund 1200 perplexen Ottomanen und verloren selber nur zwei Mann. Indem sich der Brite den Spielregeln der Feinde entzog und indem er seine Schwächen durch extremen Einsatz kompensierte, schaffte er den für unmöglich gehaltenen Erfolg.

Gladwells zentrales und schönstes Beispiel aber sind die von ihm untersuchten Basketball-Juniorinnen von Redwood City. Wie konnten kleinere, technisch weniger versierte Spielerinnen gegen technisch bessere, grösser gewachsene Gegnerinnen gewinnen? Das David-Prinzip half auch hier. Normalerweise wird Basketball wie Handball gespielt. Eine Mannschaft greift an, die andere verteidigt. Das Mittelfeld wird den Angreifern fast kampfflos überlassen. Die Verteidiger mauern und lauern unter dem eigenen Korb auf Konter. Was aber machten die Redwood-Juniorinnen? Ihr Coach schärfte ihnen ein aggressives Full-Court-Pressing ein, eine Art Manndeckung übers ganze Spielfeld. Statt hinter der Mittellinie zu warten, stürzten die Redwood-Mädchen ihre Gegnerinnen mit rotierenden, abfangbereiten Armen bereits an deren Grund-

linie. Das zerstörerische Forechecking erwies sich als äusserst erfolgreich, aber anstrengend. Die Mädchen rannten doppelt so viel wie ihre begabteren Rivalinnen. Als krasser Aussenseiter stiess Redwood City bis in den Final vor, wo allerdings der Schiedsrichter die unkonventionelle, von den besiegten Favoriten als «unfair» gescholtene Taktik mit einer bemerkenswert hohen Zahl an Foulpfiffen ahndete.

### Häme für den Sieger

Das ist die dritte Lektion des David-gegen-Goliath-Prinzips. Die Aussenseiter müssen sich nicht nur ihren eigenen Schwächen stellen und ihre Handicaps durch extremen Mehreinsatz überwinden. Sie haben sich darüber hinaus auch auf harte Kritik und Anfeindungen gefasst zu machen. Wer das Establishment der Goliaths durch originelle Taktiken und Einsatz herausfordert, wird als Sonderling und Regelbrecher verfehmt. Es ist verständlich, dass der biblische Riese es gar nicht lustig findet, wenn sich David nicht an die Gepflogenheiten hält, die bisher dafür gesorgt haben, dass als Sieger immer Goliath vom Platz ging. David schleuderte den Kieselstein. Lawrence von Arabien fiel den Türken in den Rücken. Die Basketballerinnen von Redwood nahmen mit einer nicht sonderlich eleganten, weithin kritisierten, aber wirksamen Taktik die favorisierten Kombinations- und Weitwurfkünstler-

## Wenn Grösse zum Wahn wird.

Goliath war gross und stark. Er setzte ganz auf die Wucht seines Auftritts.

David war wendig und schnell. Er setzte auf eine sichere, überdachte Strategie.

So war es und so ist es heute immer noch. Alle paar Jahre verlieren die Riesen auf den Finanzmärkten den Überblick. Und damit Ihr Geld.

Wir sind ein seit über zwei Jahrzehnten erfolgreicher, bewusst kleiner Vermögensverwalter in Bern mit einer treuen Kundschaft. Wir stehen für Kundennähe, fein abgestimmte Strategien und sichere Anlagepolitik.

Mit uns gewinnen Sie in jeder Beziehung. Wir laden Sie ein zu einem abklärenden Gespräch unter vier Augen, in Ihrer Nähe.  
031 340 32 22 oder [www.vesire.ch](http://www.vesire.ch).

## VESIRE

Vertrauen. Sicherheit. Rendite.





*Tschechische Tennismaschine:* Ivan Lendl, Roland Garros, 1989.



*Rasender Aussenseiter:* Michael Chang, 1989.

rinnen auseinander. Aus den Beispielen wird klar, warum das David-Prinzip trotz nachweisbaren Erfolgen nicht oft angewendet wird: Es ist anstrengend und schadet dem eigenen Sozialprestige. Der Aussenseiter bezahlt seine Erfolge mit der Ächtung und Verachtung durch die Elite. Meistens wird er auch noch ausgelacht.

### Schweiz unterwirft sich Goliath

Gladwell erwähnt die Schweiz mit keinem Wort, aber die Muster werden sichtbar. Die Schweiz hat ihre Nachteile oft und traditions-gemäss in Stärken umgeschmiedet. Sie hatte die Kraft, die damit verbundenen Entbehrungen und Beleidigungen auszuhalten. Statt unter dem Joch benachbarter Grossmächte, aber in angenehmen Bedingungen zu leben, zogen sich die Ur-Eidgenossen in die Berge zurück, wo sie härter arbeiten mussten, aber dafür frei von fremder Herrschaft blieben. Wirtschaftlich gesehen, fuhren die Schweizer davideske Nischenstrategien. Statt auf hochgerüstete Goliath-Organisationen setzten sie auf Flexibilität und Beweglichkeit. Solange sie keine wettbewerbsfähigen Produkte verkaufen konnten, exportierten sie sich selber als Söldner und Unternehmer. Später stiessen sie mit ihrer Wirtschaft in Lücken vor, für die sich andere aus Bequemlichkeit, Überheblichkeit oder aus einem Mangel an entsprechenden Gesetzen zu schade waren. Insgesamt ist die Schweiz geradezu ein Inbild des gladwell-schen David-Prinzips, indem sie als Kleinstaat unter Grossmächten eben bewusst darauf setzte, anders zu sein und härter dafür zu arbeiten. In den Worten des früheren FDP-Nationalrats und Unternehmers Ulrich Bremi: «Die Schweizer stehen früher auf und bleiben länger im Büro.»

Natürlich machte sich die Schweiz durch ihren Eigensinn des Öftern unbeliebt. Ihre Selbst-

behauptungstechniken fanden selten Anklang bei den benachbarten Oberschichten. Als ein österreichisches Ritterheer 1315 am Morgarten vorbeikam, trat ihm keine geordnete Formation entgegen. Stattdessen wurden aus den Wäldern Felsbrocken und Baumstämme heruntergerollt. Die Adligen empfanden den barbarischen Angriff der Eidgenossen als weit unter ihrer Ehre, doch am Ende mussten sie sich geschlagen geben. Die Methoden haben sich geändert, aber die Konflikte sind geblieben. Die Schweiz hielt sich wie der biblische Jüngling nicht immer an die von den Goliaths gesetzten Regeln. Bis heute bleibt ihre Rechtsordnung im europäischen Umland deshalb eine Provokation. Die Schweiz hat niedrigere Steuern, mehr demokratische Mitsprache, also mehr Freiheit, und weniger Staat. Was die EU als «unfair», «populistisch» oder als «Rosinenpickerei» beschimpft, erinnert an den brüllenden Goliath der Bibel, als er den nur mit Stock und Schleuder bewaffneten David im Namen sämtlicher Götter verflucht: «Bin ich denn ein Hund, dass du mir nur mit einem Stock entgegenkommst? Komm nur her, ich werde dein Fleisch den Geiern und den wilden Tieren zu fressen geben.» David liess sich nicht beirren.

Wie das erfolgreiche Mädchenteam bei Gladwell, der überraschende Meisterstrategie Lawrence oder das Bauernheer am Morgarten zieht der erfolgreiche Kleinstaat Schweiz gerade heute viel Kritik auf sich. Wenn man die überlegene Konkurrenz übertrumpft, schlägt sie beleidigt und aggressiv zurück. Ist es wirklich so abwegig, den deutschen Finanzminister Steinbrück mit dem biblischen Riesen zu vergleichen, der sich darüber ärgert, dass sich David nicht an die von Goliath gewünschten Regeln hält? Wie Goliath seinem Gegner die Rüstung und den konventionellen Schwertkampf aufzwingen will, möchte Steinbrück

die Schweiz zur Übernahme der von ihm gewollten Gesetze nötigen. Es ist verständlich, dass Goliath das will. Wenn die Welt nach seinen Regeln spielt, gewinnt immer Goliath. Ob aber Goliath gewinnt, hängt wiederum davon ab, ob David beschliesst, sich Goliaths Regeln zu unterwerfen.

### Lest Gladwell!

Es gibt nicht viele Davids. Meistens gehen die Kleinen, Schwächeren den bequemeren Weg und damit unter. Der von Gladwell zitierte Politologe Arreguin-Toft stellte fest, dass die Underdogs zwar meistens gewinnen, wenn sie sich wie David verhalten. Nur seien die wenigsten bereit, das anstrengende David-Prinzip auch anzuwenden. Arreguin-Toft erforschte 200 ungleiche Konflikte. 152-mal kämpften die Kleinen wie von den Goliaths gewünscht auf konventionelle Weise. Davon verloren sie 119-mal. Hätten sie den Mut gehabt, die eigenen Stärken in den Vordergrund zu stellen, die Entbehrungen und den Spott zu ertragen, wäre die Quote anders ausgefallen. Anpassung an Goliath oder Widerstand nach dem David-Prinzip? Der Schweizer Bundesrat kämpft seit Monaten nach der ersten Methode, obschon historische Erfahrungen und Statistiken das Gegenteil belegen.

Schweizer Spitzenpolitiker sollten Gladwell lesen.

### Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von Malcolm Gladwells «Überflieger».

Kostenlos auf [www.getAbstract.com/weltwoche](http://www.getAbstract.com/weltwoche)

**Malcolm Gladwell:** How David Beats Goliath. When Underdogs Break the Rules. *The New Yorker*, 11. Mai 2009.

# Flut von Vorstössen

Von Peter Keller — Die Fraktionen klagen über zu viel Arbeit. Schuld daran sind die Politiker selber.



Unangefochtene Miss Vorstoss: Nationalrätin Franziska Teuscher.

Das Nationalratsbüro hat beschlossen, dass die Bundesbeiträge an die Fraktionen deutlich angehoben werden sollen. FDP-Fraktionschefin Gabi Huber fasst die Gründe zusammen: Der Arbeitsaufwand der Fraktionen steige ständig, die Zahl dringlicher Geschäfte und Sondersessionen nehme konstant zu.

Was die Parteien im allgemeinen Lamento vergessen zu erwähnen: Sie sind weitgehend selbst für ihre Überlastung verantwortlich. Sondersessionen gibt es nur, wenn eine Mehrheit im Nationalrat zustimmt. Die meisten Ratsgeschäfte basieren auf Vorstössen aus dem Parlament. In der laufenden Legislatur sind allein im Nationalrat 1893 Motionen, Postulate, Interpellationen, Anfragen und Initiativen eingereicht worden. Viel Papier, viel Arbeit.

Unangefochtene Miss Vorstoss 2003 bis 2007 war die grüne Nationalrätin Franziska Teuscher. Die Berner Parlamentarierin brachte es auf total 119 Vorstösse und 36 Fragen. Sie ist auch in der aktuellen Legislatur mit 37 Vorstössen auf Kurs. Was beschäftigt die studierte Biologin, die gegenüber dem *Sonntagsblick* den Aufbau zweier «Auenberatungsstellen» als ihren «grössten Erfolg» bezeichnet?

Dem Flugplatz Meiringen sind gleich vier Fragen bzw. Anfragen gewidmet: «Unsinniges Red Bull Air Race» (11.6.2007), «Fluglärmbeschränkung beim Flugplatz Meiringen»

(10.3.2008), «Flugplatz Meiringen. Wie weiter?» (20.3.2008), «Den Tourismus im Berner Oberland dem Fluglärm opfern?» (9.3.2009).

## Zwinglianischer Verbotsgest

Franziska Teuscher verkörpert den parlamentarischen Typus des Volkserziehers. Der Staat soll den Bürger wie ein Schäfchen auf den rechten Weg führen oder ihn vor Gefahren schützen. So drohe, glaubt die Naturwissenschaftlerin, bei häufigem Handygebrauch eine Hirntumorerkrankung. Der Bundesrat müsse den Handy-Käufer auf diese Gefährdung hinweisen. Auf Nachfrage der *Weltwoche* mag Teuscher allerdings keine Antwort geben, auf welche Studien sie ihre Forderung stützt. Noch hängig ist Teuschers parlamentarische Initiative «Keine Verherrlichung der Geschwindigkeit in der Autowerbung». Der Bundesrat habe «sportliches und schnelles Fahren als Argument bzw. Werbebotschaft in der Autowerbung» zu unterbinden. Der zwinglianische Verbotsgest weht heute von links.

Eine zweite besonders aktive Gruppe sind die Trittbrettfahrer. Ob Wolf, Piraten oder UBS-Entlohnung, jede tagespolitische Aktualität wird in einen Vorstoss umgemünzt. Als die *Weltwoche* die geheime Sondereinheit «Tigris» ausbrachte, griffen gleich drei Grüne zum Griffel: Josef Lang reichte eine Anfrage

ein, Geri Müller eine Interpellation, und der Zürcher Daniel Vischer forderte per Motion die Auflösung der «polizeilichen Kampftruppe». Von fraktionsinterner Koordination ist da wenig zu spüren. Statt eines Vorstosses sind deren drei zu bearbeiten.

## Koalition der Beutejäger

Nicht nur arbeits-, sondern kostenintensiv wird es, wenn die parteiübergreifende Koalition der Beutejäger in Erscheinung tritt. Ob Landwirt, Krankenkassenvertreter oder Gewerkschafterin, alle versuchen ein Stück vom öffentlichen Milliardenkuchen abzubekommen. Besonders die bundesrätlichen Konjunkturprogramme machen Appetit. Der subventionserfahrene Kanton Graubünden geht gleich mit einer Standesinitiative, «Förderung der Energiesanierung», in die Offensive. André Reymond (SVP) möchte eine Strassenverbindung über das Genferseebecken, Claude Janiak (SP) eine Mitfinanzierung der Rheinhafeninfrastruktur durch den Bund, Rolf Büttiker (FDP) mehr Lastwagenausstellplätze im urbanen Raum. EVP-Nationalrat Walter Donzé gibt den regionalen Beutejäger und fragt, wo denn die Gemeinde Worb «im Konjunkturprogramm des Bundes» bleibe.

Mit der Finanzkrise wird auch die Gesellschaftsordnung in Frage gestellt. «Die Frauen sind die Zukunft der Menschheit» – zu diesem Schluss kommt jedenfalls SP-Nationalrätin Maria Roth-Bernasconi in ihrer Anfrage. Mehrere Studien hätten nachgewiesen, dass der Börsenkurs eines Unternehmens seit Anfang Jahr umso weniger gesunken ist, «je grösser der Frauenanteil im Kader» sei. Für die grüne Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber ist darum klar, wie die Wirtschaft zu retten ist: «Frauen in alle Verwaltungsräte.» Der Bundesrat habe das Aktienrecht entsprechend anzupassen.

Wenn es um ulkige bis bizarre Parlamentsvorstösse geht, mischt die SVP zuvorderst mit. Lukas Reimann sorgte bereits für Schlagzeilen mit seiner Motion gegen die Einzelhaltung von Kaninchen. In dieser Tradition steht auch Jean-Pierre Grins Interpellation zur «Sömmerungsbeitragsverordnung», wo der Waadtländer rhetorisch fragt, ob denn nicht auch Kühe «Anspruch auf eine ausgewogene Ernährung» hätten. In geometrische Dimensionen stösst die Motion «Hangbeiträge» des Bergbauern Erich von Siebenthal vor. Der Gstaader SVP-Nationalrat beanstandet, dass die beitragsberechtigte Fläche nicht der realen Fläche entspreche: Durch die Hanglage sei die bearbeitete Fläche grösser als die erfasste. Man rechne.

Was für die Volkspartei spricht: Sie hat sich wenigstens vehement gegen höhere Fraktionsbeiträge ausgesprochen. Das zusätzliche Geld wird die Flut von Vorstössen nur noch vergrössern. ○

## Prof. Dr. Heckenschütze

Von Philipp Gut — Christoph Mörgeli will Leiter des Medizinhistorischen Instituts an der Uni Zürich werden. Kollegen schiessen anonym gegen ihn. Aus politischen Gründen.



Der mit Abstand fleissigste Mitarbeiter: Museumsleiter Mörgeli.

Es ist die mediale Verbreitung einer Intrige. Zuerst meldete die *NZZ am Sonntag*, dass sich Christoph Mörgeli, Titularprofessor an der Universität Zürich, Leiter des Medizinhistorischen Museums, SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Kolumnist, sich um die frei werdende Stelle als Leiter des Instituts für Medizingeschichte bewerbe. «Staatliche Ausgaben», schloss das Blatt, «sind Mörgeli also durchaus recht – solange sie auf dem eigenen Konto landen.»

Auf die Notiz in der Sonntagspresse folgte am vergangenen Samstag ein gross aufgemachter Bericht im *Tages-Anzeiger*. «Mörgeli gerät ins Schussfeld seiner Historiker-Kollegen», verkündete der Titel. Man las gespannt, wurde dann aber enttäuscht: Kein einziger der Professoren, die den «Kollegen» angeblich unter Beschuss nehmen, stellt sich hin und steht zu seinen Aussagen. Der Artikel ist ein einziges Gewebe von Gerüchten, Andeutungen, Unterstellungen.

### «Ruf eines SVP-Instituts»

«Das einst renommierte Medizinhistorische Institut habe heute den Ruf eines SVP-Instituts», klagt «eine Historikerin». «Mörgeli wäre ein guter Historiker, wenn er Zeit hätte – aber er hat keine Zeit», findet ein «pensionierter Fachkollege». Was andere «Fachkolle-

gen» wiederum «bestätigen». Und so weiter. Der Journalist dreht das Intriganten-Karussell so lange, bis er bilanzieren kann, «nicht wenige Wissenschaftler» nähmen «Museumsleiter Mörgeli eher als Belastung denn als Bereicherung des Instituts» wahr.

### Mustergültig inszenierte Kabale

Neben der angeblich fehlenden «Zeit» wirft die anonyme Kollegenschar Mörgeli vor, «den Anschluss an den aktuellen Forschungsstand verloren» zu haben. Abhilfe sehen die «Kollegen» bei sich selbst. Das Medizinhistorische Institut benötige «einen verstärkten Austausch mit den Historikern». Eine Argumentation, die sich der *Tages-Anzeiger* zu eigen macht. «Diesen Austausch braucht das Institut, wenn es sozialgeschichtlich auf der Höhe der Forschung sein will», weiss die Zeitung.

Allerdings gebe es da ein Problem. Die «Historiker-Kollegen», die sich vermehrt mit dem Medizinhistorischen Institut «austauschen» möchten, deuten an, dass sie vorderhand darauf verzichten: «Doch solange Mörgeli am Institut ist, so lange wird dieser Austausch nicht richtig in Gang kommen. Denn gerade bei den Historikern sind die Vorbehalte gegenüber Mörgeli und dem Institut gross.»

Logische Folgerung aus dieser Sicht der Dinge: Mörgeli darf nicht Institutsleiter werden.

Der *Tages-Anzeiger* vermutete gar, man wolle ihn aus dem Institut «entfernen».

Die Kabale scheint mustergültig inszeniert, die Heckenschützen sind in Stellung gegangen. Doch was taugen ihre Argumente?

Sie halten, um es vorwegzunehmen, einer ernsthaften Prüfung nicht stand.

Kurios mutet – erstens – die Behauptung an, das Medizinhistorische Institut sei ein «SVP-Institut». Unbestritten wahr ist: Ein prominenter Exponent dieser Partei ist Mitarbeiter des Instituts. Das ist es aber auch schon. Weder von seinem Vorgesetzten noch von weiteren Angestellten ist bekannt, dass sie ebensolche politische Präferenzen hätten.

Offensichtlich ist man in Sachen SVP an der Universität besonders empfindlich. Hat man je das Institut für Sozial- und Präventivmedizin als «FDP-Institut» bezeichnet? Dessen Vorsteher – nicht bloss Mitarbeiter – ist FDP-Ständerat Felix Gutzwiller. Oder hat man das Historische Seminar ein SP-Seminar genannt, weil ein ehemaliger Oberassistent aktives Parteimitglied war? Beides wäre lächerlich. Ebenso lächerlich, wie das Medizinhistorische Institut als «SVP-Institut» zu titulieren.

Fragwürdig scheint – zweitens – die Behauptung, Mörgeli habe zu wenig «Zeit» für seinen Job als Museumsleiter und Professor, er vernachlässige die Forschung. Die Fakten legen eher das Gegenteil nahe. Sowohl das Museum wie das Institut als Ganzes sind von der Evaluationsstelle der Universität Zürich durchleuchtet worden (unter Mitwirkung von internationalen Experten). Die Spezialisten für Qualitätsbeurteilung stellen Mörgeli ein hervorragendes Zeugnis aus.

«Dem Medizinischen Museum scheint es zu gelingen», schreiben die Evaluatoren, «Inhalte spannend, gut strukturiert und atmosphärisch darzustellen. Der Schwierigkeitsgrad der Ausstellungsinhalte wird von einem überwiegenden Teil der Befragten als angemessen beschrieben, und die Erinnerungsleistung der Besucherinnen und Besucher an einzelne Inhalte erweist sich folgerichtig als gut.» Die «Globalzufriedenheit» der Besucher sei insgesamt «hoch bis sehr hoch».

Nicht zu halten ist aufgrund der Faktenlage auch die von den anonymen Gegnern Mörgelis geäusserten Vermutungen über seine mangelnde wissenschaftliche Präsenz. Die Evaluationsstelle der Uni Zürich listet detailliert auf, wie viele Publikationen die einzelnen Institutsangehörigen verfasst haben. Christoph Mörgeli ist mit Abstand der fleissigste Mitarbeiter. Allein von 2000 bis 2005 hat er 56 medizinhistorische Schriften publiziert (der zweitfleissigste Institutsangehörige kommt auf 21).

Das Gesamtverzeichnis von Mörgelis medizinhistorischen Veröffentlichungen umfasst rund zwei Dutzend Seiten, darunter sind 28 Monografien, die umfangreichste ist 820 Seiten dick.

Erhellend mag ein Vergleich sein. Professor Carlo Moos, Vorsteher des Historischen Seminars, dessen Angehörige Mörgelis wissenschaftliche Leistungen via anonyme Verlautbarungen in der Presse kritisieren, weist im Herbst seines Gelehrtenlebens eine Bilanz von sechs Monografien auf. Das Verzeichnis seiner Schriften ist gut vier Seiten lang.

Das Beispiel ist mit Bedacht gewählt. Carlo Moos ist Mitglied jener Kommission, die über Christoph Mörgelis Kandidatur befindet. Mit Philipp Sarasin sitzt ein weiterer jener «Historiker-Kollegen» im Auswahlgremium, die Mörgeli unter Beschuss nehmen. Die Chancen des Medizinhistorikers auf die Leitungsstelle dürften allein schon deswegen gering sein.

Viertens vermag das Argument schwerlich zu überzeugen, Mörgelis Arbeiten seien «so-

### Kurios mutet die Behauptung an, das Medizinhistorische Institut sei ein «SVP-Institut».

zialgeschichtlich» nicht «auf der Höhe der Forschung». Wer nur ein bisschen Ahnung vom Fach hat, weiss, dass das sozialhistorische Paradigma längst durch mehrere andere abgelöst worden ist (etwa die «linguistische» oder die «kulturelle Wende»). Solche wissenschaftlichen Moden kommen und gehen. Wer immer noch auf der Sozialgeschichte als allein seligmachendem Dogma beharrt, beweist seine methodische Rückständigkeit.

#### «Brotkorb-Terror»

Fünftens schliesslich kann man ohne viel Mühe den im *Tages-Anzeiger* erhobenen Vorwurf an die Absender zurückweisen, Mörgeli pflege ein «eigenartiges Wissenschaftsverständnis», weil er drei Auftritte vor nicht wissenschaftlichem Publikum zu seinen Aktivitäten zählte. Es ist ein offenes Geheimnis, dass Professoren gern so viele Angaben wie möglich machen. Nehmen wir wieder das Beispiel von Carlo Moos. Unter der Rubrik «Grössere Artikel» führt der Vorsteher des Historischen Seminars Interviews (!) in der Zeitschrift *Via* (SBB), dem *Unimagazin* und der *Weltwoche* an, nebst politischen Artikeln in der *Wochenzeitung*.

Dies alles scheint darauf hinzudeuten, dass sich die anonymen Feinde Mörgelis weniger an seiner wissenschaftlichen Leistung stören als an seinen politischen Überzeugungen. In den Zeiten des Kalten Krieges und des bürgerlichen Betonblocks wurden oft Linke und Nonkonformisten geächtet und schikaniert, heute sind es Mitglieder der SVP. Der Journalist Karl Lüönd hat diese Abstrafung der Gesinnung einst treffend «Brotkorb-Terror» genannt. ○

## Medien

# Schwarze Schafe

Von Urs Paul Engeler — Reiche «überfremden» die Schweiz, schreibt der *Tages-Anzeiger*.

Wer den *Tages-Anzeiger* liest, weiss stets akkurat, was in Sachen Populismus angesagt ist. Gestern empörten die Obwaldner Bauzonen, die im schönen Innerschweizer Halbkanton Wachstum und Wohlstand generieren sollten. Heute sorgen einige Ausländer für Fieberschübe auf der Redaktion. Die Weltoffene kann es kaum fassen und lärmt auf der Frontseite, dass im Jahre 2007 mehr Ausländer (nämlich 2854 an der Zahl) ihren Wohnsitz in den schönen Innerschweizer Kanton Zug verlegt haben als Schweizer (nur 2262).

Es sind nicht etwa kriminelle Ausländer, auch nicht Zuzüger, die eine Sozialversicherung belasten, auch nicht Asylsuchende ohne triftigen Grund, auch nicht Sans-Papiers. Es sind Ausländer, die sich im steuergünstigen Klima an schöner Lage niederlassen und damit einen Makel haben, der tiefen Hass und Vertreibung legitimiert. Sie seien wohlhabend und gutqualifiziert und verdrängten die armen Schweizer, geifert rassistisch der *Tages-Anzeiger*, ohne allerdings konkrete Zahlen zu Vermögen und Einkommen zu liefern. Und wie pawlowsche Hunde bellen Leser und Politiker. Als sei er der Rechtsnachfolger der Nationalen Aktion (NA), entrüstet sich der grüne Nationalrat Jo Lang (ein Einwanderer aus dem Aargau und Befürworter der Personenfreizügigkeit): «Reiche Zuzüger verdrängen Zuger aus dem Zugerland.»

Die neuen schwarzen Schafe sind identifiziert. Es sind jene Ausländer, die nützlich sind. Besetzen Sans-Papiers in Zürich illegal eine Kirche, erfahren sie (und nicht die ausgesperrten Kirchgänger) jede Unterstützung. Kaufen gut-situierte Ausländer, die völlig legal im Lande wohnen und ihre Steuern bezahlen, sich ein Haus oder eine Wohnung, werden sie redaktionell und politisch zu unerwünschten Personen erklärt: Haut ab! Zug den Zugern!

Man darf sich über die Widersprüche der Vorbeter für die freie Einwanderung amüsieren und den Kopf schütteln über die fiebrigen Kritiker der SVP, die das Ausländerthema sonst bewirtschaftet. Man kann aber auch gelassen in den Zuger Statistiken blättern. Im Jahr 2008, also nach der Überfremdungswelle, die der *Tages-Anzeiger* (dessen oberster Chef übrigens Martin Kall heisst und ein gutqualifizierter deutscher Zuwanderer ist) beklagt, lebten im kleinen Kanton 80 Prozent Schweizer und 20 Prozent Ausländer. In der restlichen Schweiz liegt der Anteil anderer Nationalitäten wesentlich höher: bei 21,5 Prozent. ○



Der **DenkTank** im Lenkerhof mit technisch topausgerüsteten Konferenzräumen bietet den optimalen Rahmen für Ihre Meetings und Präsentationen. Bergluft und Alpenpanorama tun das Ihre für ein inspirierendes Ambiente. Dazu kommt ein motivierendes Rahmenprogramm und die exquisite Küche...

Alles Weitere zum **DenkTank** finden Sie unter [www.lenkerhof.ch](http://www.lenkerhof.ch)

Herr Philipp Weckert vom Lenkerhof freut sich auf Ihren Anruf! **Tel. 033 736 36 10**

\*  
\*  
\* **lenkerhof** \*  
\* alpine resort \*



## Was ich als Autozar lernte

Von Ion Mihai Pacepa — Die Geschichte zeigt, dass Regierung und Fahrzeugherstellung nicht zusammengehen.



Eine Art Kutsche ohne Pferde, die die Luft verpestete: Trabi-Friedhof.

Man sagt, die Geschichte wiederhole sich. Wenn Sie wie ich zwei Leben gelebt haben, haben Sie eine gute Chance, die Wiederholung mit eigenen Augen zu sehen. Die gegenwärtige Übernahme von General Motors durch die US-Regierung und die United Auto Workers erinnert mich an Rumäniens katastrophales Missmanagement der Autowerke, die es gemeinsam mit Frankreichs Renault und Citroën aufgebaut hatte. Ich war Rumäniens Autozar.

Als der rumänische Diktator Nicolae Ceausescu Mitte der sechziger Jahre beschloss, eine Autoindustrie aufzubauen, sollte ich das Projekt in Gang setzen. Unter Blinden ist der Einzige König. Ich wusste nichts über Autoherstellung, aber auch Ceausescus andere Spitzenleute hatten keine Ahnung. Ich leitete damals das rumänische Industriespionageprogramm. Ceausescu beauftragte mich, bei einem westlichen Autohersteller eine möglichst minimale Basislizenz für die Herstellung eines von dessen Kleinwagen zu erwerben und alles Weitere für die Produktion Notwendige zu stehlen. Drei westliche Firmen waren interessiert. Ceausescu entschied sich für Renault, weil es ein Staatsunternehmen war. Wir kauften die Lizenz für einen antiquierten Renault 12, weil es die billigste war. «Gut genug für die Idioten», entschied Ceausescu, der von seinem Volk keine hohe Meinung hatte. Er taufte den Wagen Dacia. Dacia Felix hatten die alten Römer Rumänien genannt.

«Zu luxuriös für die Idioten», befand Ceausescu, als er den ersten Dacia inspizierte. Sofort wurden Radio, rechter Seitenspiegel und Rücksitzheizung eliminiert. Bürokraten und ihre Autogewerkschaft entfernten weiteren «unnötigen Luxus». Der Wagen, der schliesslich auf den Markt kam, war eine völlig reduzierte Version des alten, bereits sehr kärglichen Renault 12. «Perfekt für die Idioten», lobte Ceausescu. Tatsächlich liebten die Rumänen den Dacia. Für den westlichen Markt allerdings war der Wagen ein Alptraum. Soviel ich weiss, wurde in den USA kein einziger Dacia verkauft.

Ceausescu kümmerte das nicht. Er war entschlossen, die Welt mit rumänischen Autos zu überschwemmen, und beauftragte mich, eine neue Westlizenz für einen Wagen zu kaufen, der eigens für den Export hergestellt würde. Der Name war Olcit, zusammengesetzt aus Oltenien, dem Gebiet, aus dem Ceausescu stammte, und Citroën, die 49 Prozent der Aktien besass. Geplant war die Herstellung von 90 000 bis 150 000 Kleinwagen.

Ceausescu mischte sich in jedes Detail der Olcit-Produktion ein, obwohl er keine Ahnung hatte. Er konnte nicht einmal Auto fahren. Um Devisen zu sparen, befahl er, dass sämtliche Einzelteile des Olcit in 166 rumänischen Betrieben angefertigt werden sollten. 166 Firmen so zu koordinieren, dass ihre Einzelteile rechtzeitig geliefert werden, ist auch für einen erfahrenen Autohersteller eine Mammutauf-

gabe. Für die rumänische Bürokratie war sie schlicht unmöglich. Das Olcit-Werk konnte mangels gelieferter Einzelteile nur knapp 1,5 Prozent der geplanten Produktion herstellen. Das Projekt verschlang Milliarden.

Ceausescu war ein extremer Fall, aber die Vermischung von Autoherstellung und Regierung war in keinem der sozialistischen/kommunistischen Länder ein Erfolg. In den späten fünfziger Jahren, als ich das rumänische Geheimdienstbüro in Westdeutschland leitete, schenkte mir Stasi-Auslandchef Markus Wolf einen Trabant. Das hässliche Auto wurde weltberühmt, als 1989 Tausende von Ostdeutschen damit in den Westen fuhren. Der Trabant war ursprünglich ein Ableger des von Audi hergestellten DKW. Unter der DDR-Regierung geriet er zur Farce. Der Wagen wurde kleiner, er sollte proletarisch aussehen. Um Produktionskosten zu sparen, reduzierte man den winzigen Motor nochmals und ersetzte die Blechkarosserie durch plastikbezogenen Karton. Was schliesslich vom Band rollte, war eine Art Kutsche ohne Pferde, die die Luft verpestete. Nach der Wiedervereinigung galt der Trabant nur noch als Peinlichkeit. Die Produktion wurde eingestellt. Heute türmen sich die Trabis auf den Autofriedhöfen. Der plastikbeschichtete Karton kann nicht verbrannt werden, weil das giftige Gas freisetzen würde. Wissenschaftler tüfteln zurzeit an einem Bakterium, das den Plastikkarton zerfrisst.

### Ein Witz von einer Marke

Auch in kapitalistischen Ländern sind Autoherstellung und Regierung kein guter Mix. 1978 ernannte mich Ceausescu zu seinem Stabschef und gab mir einen Jaguar, der mehr in Reparatur als auf der Strasse war. Damals wurden Jaguar von regierungseigenen britischen Werken hergestellt. «Neben einigen russischen Autowerken in Gorki war Jaguar am schlechtesten», sagte Ford-Chef Bill Hayden, als Ford 1988 Jaguar übernahm. Was hatte eine der angesehensten Marken der Welt zu einem Witz gemacht?

1945 hatten die kriegsmüden britischen Wähler Winston Churchill abgewählt. Premier wurde Labours linker Clement Attlee. Er verstaatlichte Automobil-, Lastwagen-, Kommunikations-, Stahl- und Kohleindustrie, ebenso Zivilluftfahrt und Elektrizität. Grossbritannien litt bereits unter riesigen Kriegsschulden. Jetzt war seine wirtschaftliche Kraft dahin. Erst Jahrzehnte später rückte das Land nach Margaret Thatchers Privatisierungsreformen wieder ins obere Drittel der Weltwirtschaftsmächte auf.

Die USA sind sehr viel mächtiger als damals Grossbritannien. Ich hoffe, dass sie die Geschichte im Auge behalten und unsere Autoindustrie davor bewahren, den Weg von Dacia, Olcit und Jaguar zu gehen.

**Generalleutnant Ion Mihai Pacepa**, 80, ist der höchstrangige Ostblock-Funktionär, dem die USA politisches Asyl gewährten.

# Rabbis für die Berliner Republik

Von Henryk M. Broder — Mit grossem Pomp werden in Deutschland wieder Rabbiner ordiniert. Ein Zeichen der Normalität? Nein. Nach wie vor sind Juden Exoten, die wie Freaks vorgeführt werden.

Mitten in meiner karibischen Idylle erreicht mich die Einladung zu einem wichtigen Event in Berlin. Das Abraham-Geiger-Kolleg an der Universität Potsdam wird am 18. Juni «zum zweiten Mal nach der Schoa in Deutschland wieder akademisch geschulte Rabbiner und erstmals auch einen Kantor ordinieren, und zwar in der Synagoge Ryke-Strasse in Berlin-Mitte, der grössten Synagoge Deutschlands».

Wie schön, werden Sie jetzt vielleicht sagen, dass wieder akademisch geschulte Rabbiner in Deutschland ordiniert werden, zum zweiten Mal nach der Schoah, in der grössten Synagoge der Republik. Das zeigt doch, dass die Juden in Deutschland wieder angekommen sind und angenommen werden.

Man kann es so sehen. Man kann sich aber auch darüber wundern, dass die Frage, ob es in Deutschland einen Bedarf an Rabbinern und Kantoren gebe, überhaupt nicht gestellt wird. Ob nicht vielleicht Deutschlehrer dringender gebraucht würden, die den aus Russland eingewanderten Juden die Landessprache beibringen sollten. Spiritueller Beistand und Anleitung beim Erlernen der Kaschrut-Regeln mögen wichtig sein, noch wichtiger wäre freilich praktische Hilfe im Alltag. Für die freilich sind nicht die am Geiger-Kolleg akademisch geschulten Rabbiner und Kantoren zuständig, sondern ganz normale deutsche Sozialarbeiter, die zwar guten Willens, aber meistens überfordert sind, weil sie sich nicht nur um die russischen Juden, sondern auch um die Wolgadeutschen, die Siebenbürger Sachsen, die Migranten aus Anatolien und um schwererziehbare autochthone Jugendliche kümmern müssen. Dafür werden sie zwar bezahlt, aber nicht gefeiert und schon gar nicht «ordiniert».

Deswegen hat die Einladung zu der Feier am 18. Juni nicht nur einen schalen Beigeschmack, sondern auch einen pompösen Unterton: zum zweiten Mal nach der Schoah ... akademisch geschult ... in der grössten Synagoge Deutschlands ...! Wenn an irgendeinem katholischen Seminar ein paar Priester für den Missionseinsatz in Afrika ordiniert würden, wäre das ein Non-Event, und wenn die Feier im Kölner Dom stattfände. Vor dem Hintergrund der Schoah freilich wird aus einer kleinen Sause eine



Megaparty. Aber wenn Sie nur das aseptische Wort «Schoah» durch «Endlösung der Judenfrage» ersetzen, kommt der morbide Charme des Vorhabens zum Vorschein. Zum einen wird eine Rückkehr zum Status quo ante suggeriert, zu der Zeit vor Hitler, vor Auschwitz, als es in Deutschland nicht nur koschere Metzgereien, sondern auch Rabbiner-Seminare gab, zum anderen

wird ein Sieg angezeigt: Schaut alle her! Es werden wieder Rabbiner ordiniert! In Deutschland! Zum zweiten Mal nach der Schoah! Damit wird die Wiederherstellung der Normalität simuliert. Wir haben es also mit einem Fall von retroaktiver Suggestion und aktueller Simulation zu tun. Der Pomp, mit dem die Normalität inszeniert wird, zeugt freilich vom gemeinen Gegenteil. Die Juden sind nach wie vor Exoten, die wie Freaks in einer Roadshow vorgeführt werden. Zu der Ordination werden «700 Gäste aus ganz Europa, Israel, Südafrika und den USA» erwartet, nach der Feier in der grössten Synagoge Deutschlands wird in der bayerischen Landesvertretung in Berlin, die ebenfalls sehr gross, wenn nicht gar die grösste aller Landesvertretungen ist, der Abraham-Geiger-Preis an den Theologen Professor Hans Küng verliehen. Der wiederum hat sich für die Auszeichnung vermutlich damit qualifiziert, dass er die Juden für «eine Weltmacht» hält. Die Laudatio auf Küng hält der Präsident des Bundestages, Norbert Lammert. Alles super oder, wie es die Kids heute sagen: echt geil.

Wie in Berlin üblich, werden nicht nur 700 Gäste aus ganz Europa an den Feierlichkeiten teilnehmen, sondern wohl auch die Spitzen der Berliner Gesellschaft, bis zum Promi-Friseur Udo Walz und zur Schauspielerin Iris Berben, die soeben für ihr mutiges Auftreten in Talkshows mit einem Preis für Zivilcourage ausgezeichnet wurde.

Von der materiellen Grundlage des Aufbaus, der «Schoah», wird keine Rede sein, dafür umso mehr von der Notwendigkeit, «jüdisches Leben» zu fördern und zu bewahren. Und damit nix schiefeht, wird die Synagoge in der Rykestrasse von einem Riesenaufgebot an Polizisten beschützt werden. Und irgendwo werden ein paar frisch ordinierte Rabbiner stehen und fragen: «Lieber Gott, warum tust du dir das an?»

## Schwaller, Huber, Olibet, Müller, Waser, Lautenberg

Die Vorabmeldung der *Weltwoche*, wonach die Fraktionen sich zusätzliche Millionen aus der leeren Bundeskasse zuschanzen wollen, versetzte letzte Woche die Chefs der Gruppen, insbesondere Urs Schwaller (CVP) und Gabi Huber (FDP), in derartige Aufregung, dass sie ihre Forderungen um fast zwei Drittel reduzierten. Statt der beantragten Aufstockung der Staatshilfen um 2,76 Millionen «begnügen» die Parteien sich nun mit einem Zuschuss von 0,915 Millionen. Womit die *Weltwoche* mit ihrer Notiz dem Steuerzahler 1,84 Millionen Franken eingespart hat, und dies jährlich wiederkehrend. (upe)

Wie die Berner Sozialvorsteherin Edith Olibet (SP) kürzlich verkündete, seien 65 von insgesamt 132 Massnahmen umgesetzt, die das Finanzinspektorat zur Bekämpfung der Misswirtschaft bei der Fürsorge vorgeschlagen hatte. Als der Sozialpolitiker Philippe Müller (FDP) die Erfolgsmeldung genauer ansah, musste er zweimal leer schlucken: Zwei Drittel der Massnahmen hatte Olibet mit Begründungen wie «nicht zweckmässig», «bisheriges ausreichend», «bereits geregelt» oder «Daueraufgabe» als erledigt abgeschrieben – ohne dass sich etwas geändert hätte. Immerhin tut sich in Zürich nun etwas. Dort will Sozialvorsteher Martin Waser (SP) neue Fürsorgebezüger einen Monat lang in ein Arbeitsprogramm schicken, bevor Geld bezahlt wird, so wie dies eine Untersuchung der GPK vor einem Jahr postuliert hatte. Die SP der Stadt Zürich hat bereits vorsichtig Zustimmung signalisiert – unter der Bedingung allerdings, dass die Arbeit freiwillig sein müsse. (axb)

Zu Beginn seines Referats dämpfte der scharfzüngige Spitzendiplomat Alexis P. Lautenberg allzu grosse Erwartungen der Vereinigung der Schweizer Lobbyisten SPAG, die am Dienstag im Berner «Bellevue Palace» ihr Zehn-Jahr-Jubiläum feierte. Danach schoss der Insider gleichwohl einige Pfeilchen auf den Bundesrat. So sei es «nicht völlig ausgeschlossen» gewesen, erklärte er diplomatisch, dass die Schweiz in der G-20 hätte Aufnahme finden können; der britische Vorsitz habe sich nicht «grundsätzlich» dagegen gesträubt. Um jedoch mitreden zu können, hätte Bern frühzeitig «gezielte Signale betreffend Übernahme des OECD-Standards» in Steuerbelangen aussenden müssen. So aber sei die Schweiz nach dem G-20-Gipfel und den hektischen internationalen Aktionen «angeschlagen». Überhaupt gehöre das Land, das die Krise intern gut meistere, «aus politischer Warte zu den Verlierern des neuen Umfelds». (upe)

## Ansgar Gmür

Der Direktor des Hauseigentümergeverbandes glaubt, dass weniger als die Hälfte der Vermieter die Mietpreise reduzieren werden. Es gebe eben eine Menge schwarzer Schafe.



«Über 90 Prozent der Mieter sind zufrieden»: Ansgar Gmür.

**Herr Gmür, der für die Mietzinsgestaltung massgebliche Referenzzinssatz ist von 3,5 auf 3,25 Prozent gesunken. Wann werden die Mieten sinken?**

Wir rechnen nicht damit, dass es eine Mietzinssenkung in grossem Stil geben wird.

**Warum?**

Der Referenzzinssatz ist zwar gesunken. Doch es gibt noch 40 Prozent der angelauten Teuerung und die Unterhaltskosten, welche von den Vermietern aufgerechnet werden können.

**Für den Mieterverband sind das keine Argumente.**

Das Gesetz sagt, dass neben den Zinsen noch andere Kosten massgebend sind wie Teuerung, Unterhalt, Betrieb, Verwaltung. Nur wenn daraus im Ergebnis eine Kostensenkung resultiert, besteht ein Anspruch auf Mietzinssenkung. Zudem müssen Ver-

mieter, die eine ungenügende Rendite erzielen, den Mietzins nicht noch weiter senken. **Konkret: Wie viele Ihrer Mitglieder werden die Mieten senken?**

Vermutlich weniger als die Hälfte. Es wird vier Arten von Vermietern geben. Die einen werden die Situation abklären und reagieren. Die anderen werden die Situation abklären und nichts tun. Die Dritten werden erst dann etwas machen, wenn der Mieter reagiert, und die Letzten werden gar nichts tun.

**Die Schweiz, ein Land von Miethaien?**

Sowohl auf der Mieter- als auch auf der Vermieterseite gibt es halt eine Menge schwarzer Schafe. Ich sage immer, ich bin nicht der Vertreter eines Verbandes von schwarzen Schafen, sondern von dunkelgefärbten (*lacht*).

**Was empfehlen Sie Ihren Mitgliedern?**

Wir empfehlen, die Situation mit den Mietern proaktiv anzuschauen, und wenn es ge-

rechtfertigt ist, eine Senkung auch vorzunehmen. Alles andere ist nicht fair. Die Mieter sind ja Kunden.

**Viele Mieter fühlen sich eher als Bittsteller.**

Unsere Jahresumfragen zeigen ein anderes Bild. Diese belegen, dass über 90 Prozent der Mieter zufrieden sind.

**Sie vergessen das Gesetz der grossen Zahlen. Wenn bei 2,5 Millionen Wohnungen 10 Prozent der Mieter unzufrieden sind, also 250 000, ist das eine enorm hohe Zahl.**

Dass es natürlich in angespannten Wohnsituationen wie Zürich mehr unzufriedene Mieter gibt als im St. Galler Rheintal, wo es zu viele Wohnungen gibt, ist klar. Alle wollen am Paradeplatz wohnen mit Seeblick für 1000 Franken. Wenn man den Leuten sagt, sie könnten günstig im Thurgau oder Aargau wohnen, wollen sie das nicht. Aber der Grossteil der Schweizer Wohnlandschaft hat genügend Wohnungen. Es gibt nur ganz wenige Hotspots mit unzufriedenen Mietern.

**In den letzten Monaten konnten Vermieter von rekordtiefen Zinsen profitieren, gaben diese jedoch nicht an die Mieter weiter. Das ist ziemlich unbefriedigend für die Mieter, nicht?**

Sie vergessen, dass über 70 Prozent der Hauseigentümer in der Schweiz eine Festhypothek abgeschlossen haben und deshalb nicht von den niedrigen Zinsen profitieren konnten.

**Im letzten Jahr setzten viele Vermieter Mieterhöhungen durch, obwohl bereits klar war, dass der Referenzzinssatz wieder sinken würde und wir uns in einer der schlimmsten Wirtschaftskrisen seit Jahrzehnten befinden. Dadurch gingen der Schweizer Wirtschaft Millionen an Kaufkraft verloren.**

Es stimmt nicht, dass im grossen Stil Mietzins erhöhungen erfolgten. Zudem sind wir uns unserer volkswirtschaftlichen Bedeutung sehr wohl bewusst. 2200 Milliarden Franken sind in der Schweiz in Gebäude investiert. Das ist im Vergleich zum Ausland enorm viel. Jedes Jahr werden 5 Milliarden für Umbauarbeiten aufgewendet. Das sind wichtige Impulse für die Bauwirtschaft. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Immobiliensektors ist daher enorm. Es wäre schön, wenn auch die Politik zur Kenntnis nehmen würde, dass wir eine zentrale Bedeutung haben. Hört man Bern zu, wird man das Gefühl nicht los, dass es nur die Exportindustrie gibt. Es interessiert herzlich wenig, dass es dem Immobilienbereich noch äusserst gut geht.

**Ein Grund mehr, jetzt die Mieten zu senken.**

Wie gesagt, wenn es gerechtfertigt ist.

Die Fragen stellte Carmen Gasser

# Rückständige Schweiz

Von Rudolf Rechsteiner — Redaktor Alex Baur und BFE-Vize Michael Kaufmann liegen falsch: Wind und Sonne decken den Strombedarf.

Die am schnellsten wachsenden Wirtschaftszweige weltweit sind Solarenergie und Windenergie (plus 51 Prozent bzw. 28 Prozent pro Jahr seit 1999). Im 2008 wurden über 150 Milliarden Franken in neue erneuerbare Energien investiert. Windkraft ist Marktführer in den USA und in Europa punkto neuinstallierter Leistung, vor Erdgas und Fotovoltaik. China und Indien werden diesem Trend folgen.

Wind und Sonne könnten uns niemals sicher versorgen, so die *Weltwoche*. Völlig falsch. In Castilla-La Mancha (Spanien) decken Wind und Sonne bereits 70 Prozent des Stromverbrauchs, bis 2012 werden es 100 Prozent sein. Zwischen Leipzig und der Nordsee liefern Wind und Sonne 20 und 40 Prozent des Stromverbrauchs; Offshore-Technik wird den Anteil in Kürze verdoppeln. Die Schweiz ist inzwischen das rückständigste Land Westeuropas. Jahrzehntlang haben die Atomkonzerne Axpo, Atel und BKW, Arm in Arm mit den Parteien SVP, FDP und CVP, den sauberen Strom blockiert. Doch seit dem 1. Januar sorgen Einspeisevergütungen auch bei uns für Milliardeninvestitionen in Wind, Wasserkraft, Biomasse und Solarenergie. Das ist auch und vorab ökonomisch sinnvoll.

— Windenergie ist mit 0,5 Euro Investition pro Kilowattstunde und Jahr kostengünstiger als jede andere Technik.

— Wind und Sonne sind gratis und damit ohne Kostenrisiko; die Preise für Uran, Kohle oder Gas haben sich derweil vervielfacht.

— Windfarmen sind zehnmal schneller gebaut als AKWs. CO<sub>2</sub>-Emissionen, radioaktive Risiken und Abfälle entstehen nicht. Ist eine Windturbine abgeschrieben, produziert sie für ein bis zwei Rappen pro Kilowattstunde noch für Jahre oder Jahrzehnte Strom.

— Den Erdgas- und Atombetreibern blühen hingegen steigende Kosten: für Brennstoffe, Emissions-, Entsorgungs- und Abfallgebühren, dazu Entschädigungen für Leukämie-Kinder, die rund um AKWs 120 Prozent häufiger leiden müssen als irgendwo sonst.

Einspeisevergütungen sind keine Subventionen. Es fließt kein Staatsgeld. Die Erneuerbaren erhalten vielmehr vom neuen, unabhängigen Netzbetreiber Swissgrid jenen kostendeckenden Minimalpreis, den die Atommonopolisten ihren Konkurrenten stets verweigerten, sich selber aber jahrzehntlang gewährten. Die lautstark verkündete «Renaissance der Atomkraft» will nirgends in Fahrt kommen. In den USA ist kein einziges AKW im Bau. Anstelle von Atom und Kohle werden Zehntausende Windturbinen erstellt. Sie sind, wie die *Public Utility Commission of Texas* nachgewiesen hat, auch dann viel billiger, wenn Netze verstärkt oder gar neu gebaut werden müssen.

In Deutschland lagen die Einspeisevergütungen für Windstrom im Jahr 2008 oft unter dem Marktpreis, weshalb viele Windmüller ihren Saft lieber an der Strombörse verkauften als gegen Fixpreis vom Netzbetreiber. Wenn es

stark windet, verbilligt Wind den Strom an den europäischen Strombörsen. Dieser Effekt ist weit gewichtiger als die vermeintliche Verteuerung durch Einspeisevergütungen.

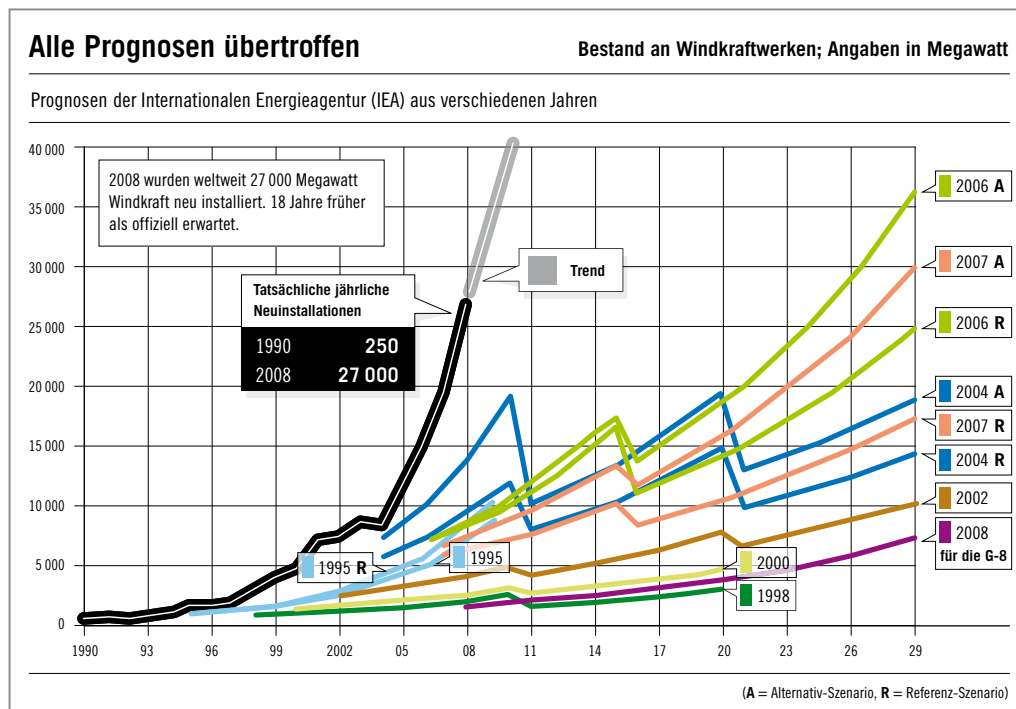
Nur wo Staatsfirmen, käufliche Parteien und Subventionen im Spiel sind wie in Finnland und Frankreich und wo dazu, wie in der Schweiz, Milliarden Gewinne aus der Wasserkraft ungestraft der Atomlobby geopfert werden dürfen, hofft die Atombranche noch auf Aufträge. Weltweit sinkt der Atomanteil stetig (2008: noch 13,8 Prozent vom Stromverbrauch). In zehn Jahren wird die Atomenergie auf dem Neuanlagenmarkt irrelevant sein.

Unzählige Beispiele zeigen: Die Integration der erneuerbaren Energien ins Stromnetz ist technisch überhaupt kein Problem. Noch im Jahre 2002 denunzierte der spanische Netzbetreiber REE (Red Eléctrica de España) das damalige Windausbauziel von 9500 Megawatt als «System-Suizid» für die Versorgungssicherheit. Der REE-Chef wurde ausgewechselt. Heute hat Spanien 17000 Megawatt Windenergie, weitere 40000 werden bis 2020 mit dem Segen der REE dazukommen. Spanien baut Pumpspeicher und erweitert seine Netze nach Frankreich und Marokko.

Im übrigen Europa sind Stromspeicher reichlich vorhanden: 96 Gigawatt Leistung warten in Speicherseen auf profitable windschwache Zeiten, den Rest besorgt der Markt. Die Schweiz ist sowieso privilegiert. Wir verfügen über mehr Stromreserven, als wir selber je brauchen. Deshalb können wir getrost in Solaranlagen und Windfarmen investieren und alle Atomkraftwerke schliessen – je schneller, je besser. Je mehr Wind und Sonne im Netz sind, desto grösser wird die Versorgungssicherheit Europas. Unterschiedliche Technologien und Standorte ergänzen sich. Eine Stromlücke wird es im offenen Strommarkt niemals geben. Bandenergie aus Beznau, Leibstadt oder Gösgen wird es im wachsenden Verbund aus Sonne, Wind, Wasserkraft, Biomasse und Geothermie immer weniger brauchen.

Wachstum schafft Innovation: Die Herstellung von Silizium benötigt nur noch einen Fünftel des bisherigen Energieverbrauchs. Die Energierücklieferzeit sinkt auf wenige Monate. Zugegeben: Fotovoltaik ist noch teuer, doch die Kosten sinken um zehn Prozent pro Jahr. Welche andere einheimische Ressource schafft das? Die Netzparität für Sonnenstrom steht bevor, lange bevor je ein neues AKW in Betrieb gehen kann. Für Gaskraftwerke gilt dasselbe wie für neue Atomkraftwerke: überflüssig, schädlich und zu teuer. Ab 2013 erhalten alle CO<sub>2</sub>-Zertifikate einen Preis – damit erledigt sich die vermeintliche «Option» Gas selber. Die Zeit der nichterneuerbaren Dinosaurier ist abgelaufen.

Rudolf Rechsteiner ist SP-Nationalrat, Buchautor, Lehrbeauftragter an verschiedenen Hochschulen. Er baut und betreibt seit über zwanzig Jahren Wasser-, Wind- und Solarkraftwerke.



## Integration als Glaubensbekenntnis

Von Christoph Mörgeli

Der Kanton Basel-Stadt möge auch in Zukunft eine «SVP-freie Zone» bleiben, lautete vor ein paar Jahren der innige, aber unerfüllte Wunsch von Christoph Eymann. Weniger Mühe als mit der Parteienvielfalt hat der liberale Erziehungsdirektor offenbar mit der Sprachenvielfalt: Er lässt die Briefe an die multikulturellen Stadtbasler Eltern durch seine Schulverwaltung in siebzehn Sprachen übersetzen.

Von Pisa-Tests und Leistungsvergleichen im Bildungswesen hält Eymann gemäss jüngstem *Weltwoche*-Interview gar nichts: «Wir wollten kein Ranking, das Aufregung generiert.» Eine wahrhaft unaufgeregte Haltung angesichts von über achtzig Prozent Jugendlichen, die im roten Basel nach der Volksschule keine Berufslehre beginnen. Etwas weniger entspannt kanzelte er dann die HarmoS-Verweigerer unter den Stimmbürgern ab. Christoph Eymann könne zwar nicht beweisen, dass es sei «wirklich eine Glaubensfrage». Doch das integrative Modell helfe den bildungsfernen Schichten der «spannend zusammengesetzten Bevölkerung». Soweit der schöne Wunsch des schönen Regierungsrates.

Auch der Kanton Zürich hält sich bei seiner Integrationspolitik an den Reformator Martin Luther («Der Glaube ist ein gross herrlich Werk»). Anstelle der 1957 eingeführten Gliederung der Oberstufe in Sekundarschule, Realschule und Oberschule erfand die dortige Bildungsdirektion die angeblich weniger diskriminierende Einheitsbezeichnung Sekundarschule mit den Abteilungen A, B und C. Die seitherigen Erfahrungen sind ernüchternd. Martin Wendelspiess, Chef des Volksschulamtes, spricht von «unübersichtlicher Modellvielfalt». Die Abteilung C umfasse 54 Prozent Ausländer und sei «bezüglich Berufsperspektiven stigmatisierend».

Solch widrigen Realitäten zum Trotz kennen die gläubigen Bildungsplaner des Projekts Chance Sek den richtigen Weg: «Ein weitergehendes Modell umfasst dasjenige einer vollständig integrierten Sekundarschule, in welcher es keine leistungsdifferenzierten Abteilungen gibt.» Mit diesem Modell sei die Integration aller unterschiedlichen Leistungspotenziale gut zu erreichen. «Den unterschiedlichen Lern- und Leistungsvoraussetzungen müsste mit weitgehend individualisiertem Unterricht Rechnung getragen werden.» Im Klartext: ein Lehrer für jeden Schüler. Der Glaube darf schliesslich etwas kosten.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## 15 Prozent mehr sind nicht genug

Von Peter Bodenmann — Zu viele Spitäler, zu viele Apparate, zu viele Ärzte, zu teure Medikamente. Hier hilft nur eines: mehr Staat.



Weniger wäre mehr: krankes Gesundheitswesen.

Jedes Städtchen braucht hierzulande sein eigenes Spital. Doch Berechnungen zeigen: 40 staatliche Spitäler mit je 500 Betten sind für die Schweiz genug. Hätten wir bloss 40 moderne Spitäler, würden wir pro Jahr drei Milliarden Franken sparen und die Qualität der medizinischen Versorgung verbessern. Vorausgesetzt, die Schweiz kombiniert Fallpauschalen mit Globalbudgets und Qualitätskontrollen.

Die Preise für Medikamente sind zu hoch. Und je höher die Ärztedichte in einer Region ist, desto mehr Arztbesuche, desto mehr Medikamentenkonsum gibt es. Mit intelligenten Globalbudgets kann man auch im ambulanten Bereich die Zahl der Ärzte und der von ihnen verschriebenen Medikamente steuern. Und die medizinische Qualität verbessern.

Die Lösung der Probleme im Gesundheitswesen bedeutet nicht Rationierung der medizinischen Leistungen. Wer zu viel Angst vor dem nahen Tod hat, soll im reichsten Land der Welt seine Operationen und Medikamente erhalten. Wer gehen will, soll sich von Exit begleiten lassen. Was es braucht, ist mehr Strukturwandel dank mehr Staat. Denn im Gesundheitswesen bestimmt das Angebot die Nachfrage. Und mehr Markt bedeutet – wie das Beispiel der USA illustriert – noch mehr Chaos, als wir es in der Schweiz schon kennen.

Quer durch den politischen Garten wird viel über unser krankes Gesundheitswesen geredet. Doch die wirklich zentralen Fragen des Ge-

sundheitswesens wagt keiner richtig zu thematisieren. Niemand fordert die Konzentration des stationären Angebotes auf 40 öffentliche Spitäler. Niemand will den ambulanten Bereich – und damit die Zahl der Ärztinnen und Ärzte und der von ihnen oft unnötig verschriebenen Medikamente – wirklich begrenzen.

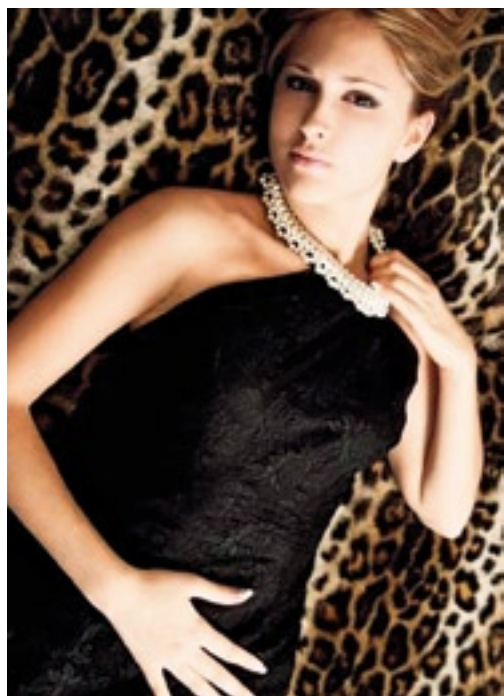
Stattdessen fordert die SVP die Aufhebung der obligatorischen Krankenversicherung. Kurz nachdem Obama auch dank 40 Millionen nicht krankenversicherten Amerikanerinnen und Amerikanern zum Präsidenten gewählt worden ist. Kurz nachdem die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer die alternative Medizin in die Grundversicherung aufgenommen hat. Die CVP ihrerseits fordert in christlicher Nächstenliebe, die ängstlichen Alten etwas schneller sterben zu lassen. Der Freisinn will die Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen mittels Franchisen und Selbsthalten vom rechtzeitigen Arztbesuch fernhalten. Und die SP hat Angst vor notwendigem Strukturwandel. Und konzentriert sich deshalb auf die Senkung der Medikamentenpreise, die Schaffung von Ärzte-Netzwerken sowie mehr Staatsknete für die sozial Schwachen.

Ruth Dreifuss hat nichts bewegt. Pascal Couchepin nur wenig mehr. Ändern wird sich absehbar nichts. Fünfzehn Prozent höhere Prämien sind offenbar nicht genug.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Könige der Abschreiber

Von Kurt W. Zimmermann — Heute entzaubern wir ein wenig den Traumjob der Journalisten, den Auslandskorrespondenten.



Berlusconi-Flamme: Noemi Letizia.

Am letzten Wochenende druckte das *Svenska Dagbladet* einen Artikel über Silvio Berlusconi und seine 18-jährige Flamme Noemi Letizia. «Modellaffär hotar Berlusconi», hiess die Schlagzeile. «Hotar» heisst «bedroht».

Natürlich war der Artikel von A bis Z aus italienischen Zeitungen abgeschrieben. Er war genauso von A bis Z abgeschrieben wie die gleichzeitigen Artikel zur Berlusconi-Affäre in *Aargauer Zeitung*, *Blick*, *Tages-Anzeiger* und *NZZ*. Doch es gab einen Unterschied. Unter dem Artikel in *Svenska Dagbladet* stand: «Quelle: *La Repubblica*, *Corriere della Sera*, *La Stampa*».

Wir müssen gestehen, dass wir noch nie zuvor einen solchen Anfall von Ehrlichkeit im Journalismus gesehen haben. Da schrieb ein Auslandskorrespondent, wie üblich, zuerst ungeniert aus andern Zeitungen ab. Dann gab er es öffentlich zu.

Das ist ungewöhnlich, weil sich hier der Journalismus der Wissenschaft nähert. Journalisten wie Wissenschaftler schreiben zwar beide pausen- und hemmungslos von ihren Kollegen ab. Journalisten verbergen dies. Wissenschaftler hingegen legen ihre Quellen in der Bibliografie offen. Wenn Studenten Zitate nicht kenntlich machen und also plagieren, droht ihnen im schlimmsten Fall der Ausschluss von der Hochschule. Den Journalisten droht im schlimmsten Fall das Verständnis der Vorgesetzten.

Die Könige unter den Abschreibern sind die Auslandskorrespondenten der Tageszeitungen.

Im Gegensatz zu Journalisten in Inland, Wirtschaft und Sport verfügen sie über praktisch keine Primärquellen. Stattdessen schustern sie ihre Artikel im Büro oder auf der Sonnenterrasse aus den nationalen Zeitungen zusammen. Früher kopierten sie die gedruckten Exemplare, heute nutzen sie News-Sites und die Online-Ausgaben der Blätter.

Weil Korrespondenten kaum Primärquellen haben, erscheinen im Auslandteil auch nur selten Interviews mit hochrangigen Regierungsvertretern. Man kennt sich nicht. In Inland, Wirtschaft und Sport sind direkte Gespräche mit Bundesräten, Firmenchefs und Klubpräsidenten an der Tagesordnung.

Damit ist auch erklärt, warum der Sessel eines Auslandskorrespondenten auf Redaktionen als prestigereicher Traumjob gilt. Keine andere Stelle erlaubt eine dermassen orts- und zeitunabhängige Arbeitsweise.

Es ist dennoch verwunderlich, dass Redaktionen bei Sparübungen, wie derzeit, stets heftig um eine möglichst hohe Zahl an Korrespondenten kämpfen. Denn richtig gute Analytiker gibt es unter ihnen selbst bei der *Neuen Zürcher Zeitung* nur wenige. Warum aber soll das Heer von Abschreibern der Qualität einer Zeitung förderlich sein?

## Wer merkt das schon?

Die Kunst des Kopierens ist erst seit zehn Jahren richtig aufgeblüht. Die Suchmaschinen haben sie enorm vereinfacht und beschleunigt. Früher mussten Journalisten für Informationen das Telefon in die Hand nehmen, Eilsendungen auf der Post abholen, Zeitungsarchive aufsuchen, Bücher lesen und Termine mit Fachleuten wahrnehmen. Heute genügt dafür vielfach das Internet.

Nicht nur Informationen, auch Desinformationen schießen damit unkontrollierbar rund um die Welt. Neuste Beispiele von global verbreiteten Falschmeldungen und Hoaxes waren etwa der vermeintliche Konkurs von United Airlines und die vermeintliche Vorankündigung des Amoklaufs von Winnenden. Auch all die aufgeblasenen Medienhypes von Vogelgrippe bis Schweinegrippe wären ohne Internet nicht denkbar. Jeder schreibt bei jedem ab – und setzt noch eins drauf.

Natürlich haben wir für diese Kolumne auch kräftig abgeschrieben. Ein Teil der Passage über den Unterschied von Journalismus und Wissenschaft stammt aus der *Lampertheimer Zeitung* in Südhessen.

*Lampertheimer Zeitung* – wer merkt das schon?

# Erlebnispädagogik

Von Peter Keller

Eine jüngst veröffentlichte Studie zur Jugendgewalt hat die Schweiz mit neuen Zahlen geflutet: Durch Hochrechnungen kommt der Kriminologe Manuel Eisner auf jährlich 40 000 bis 55 000 Raubüberfälle, 30 000 Körperverletzungen mit Arztbesuch, 100 000 Körperverletzungen ohne Waffe, 35 000 sexuelle Übergriffe und 300 000 Fälle, in denen Mitschüler gequält wurden.

Viele dieser kriminellen Teenager sind noch schulpflichtig und müssen je nach Vergehen in eine Spezialschule ausgelagert werden. Zum Beispiel ins Internat Grosshaus im idyllisch-ländlichen Diemtigen. Dort erwartet die Raubauken eine geballte Ladung Fürsorge in Form von sechs Sozialpädagogen, zwei Erziehern, einem Arbeitspädagogen – und einem Lehrer.

Gemäss eigenen Aussagen folgt der Unterricht im Internat Grosshaus «grundsätzlich» dem Berner Lehrplan. Die Wortwahl lässt Spielraum offen. Insgesamt zehn Pädagogen und Erzieher beschäftigen sich mit maximal zwei- und zwanzig Jugendlichen. Dabei setzt die Schule auf das Prinzip «Erlebnispädagogik», und entsprechend «erlebnisreich» soll auch die Gestaltung des Unterrichts sein: mit «vielen sportlichen und musischen Aktivitäten».

Konkret sieht das «erlebnispädagogische» Programm folgende Inhalte vor: Klettern, Wandern, Trekking- und Mountainbike-Touren, Kajakfahren, Surfen, Ski- und Snowboardfahren, Schneebiwaks bauen, Reiten sowie Gleitschirmfliegen, Musik, Gestalten, Werken, Malen, Fotografieren. Während der Unterricht also «grundsätzlich» dem Berner Lehrplan folgt, zeigt die Homepage Fotos vom letzten Surftrip nach Spanien, vom Gleitschirmlager im Mai 2008, vom diesjährigen Snowboardlager auf der Engstligenalp und von einer Erlebniswoche im Gasterental.

Der eine oder andere Kleinkrämer wird wohl nach den Kosten solcher «erlebnispädagogischer» Anstalten fragen. Nun: Das Internat Grosshaus AG baut auf einer «christlichen Glaubensgrundlage» auf. Aber für Gottes Lohn allein gibt's nichts. Die Jugendlichen werden über eine Behörde eingewiesen, und diese «klärt» und vor allem «sichert» die Finanzierung – damit auch der nächste Surfausflug bezahlt ist, während sich die übrigen Berner Schüler mit nicht erlebnispädagogischen Aktivitäten beschäftigen wie Franz-Vokabeln-Büffeln und Stillsitzen im Unterricht.

## Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

**«Karrierefrauen, die keine Mütter sind, laufen in eine trostlose Sackgasse.» Harri Wettstein**



Zur Schau gestellte Idylle: Weltwoche-Titelfoto.

**Mutterschaft vermittelt Frauenpower**

Nr. 22 – «Weiblich, schön, erfolgreich sucht»; Nicole Althaus und Bettina Weber über die Probleme partnerloser Karrierefrauen

Seit Jahren spürt die *Weltwoche* akribisch diesem Gender-Thema nach. Das Hauptproblem wird dabei aber nie erkannt: Es muss weiter nicht erstaunen, dass Karrierefrauen, denen von Kindesbeinen an durch Feminismusideologien eingeimpft wurde, dass die Mutterschaft nur eine von tausend Lebensoptionen sei – dieses abstruse Argument hat mir neulich sogar eine grüne Nationalrätin aufgetischt –, Mühe haben, einen Partner zu finden. Männer spüren sofort, auch wenn sie selber keinen bewussten oder expliziten Kinderwunsch haben, dass manche Schöne und Erfolgreiche eben doch nicht so weiblich ist, wie sie sich äusserlich gibt. Im Unterbewusstsein spürt der Mann, dass diese Frauen (noch) keine Mutterschaft auf sich nehmen wollen und damit in ihrer Persönlichkeit auch kein deutliches Schutzbedürfnis signalisieren, das eine Mutter beim Stillen und Kleinkinderbetreuen einfach braucht und das ihr der Mann geben sollte. Karrierefrauen, die keine Mütter sind, laufen in eine trostlose Sackgasse. Nur die Mutterschaft kann letztlich wirkliche Frauenpower und Standfestigkeit vermitteln: Neben Micheline Calmy-Rey und Eveline Widmer-Schlumpf wirkt Doris Leuthard (obwohl sie zum Glück einen Mann gefunden hat) wie

ein Fliegengewicht – so schön, erfolgreich und intelligent sie auch ist.

Harri Wettstein, Morges

Dieser interessante und gut geschriebene Beitrag kommt leider nicht ohne negativ gefärbte Stereotype und Klischees aus. Warum wird beispielsweise die Abwesenheit eines Partners gleich als «privater Misserfolg» bezeichnet? Wenn man darüber hinaus noch liest: «Je klüger, desto einsamer», bekommt man unweigerlich den Eindruck, diese Frauen seien allesamt verbittert und verzweifelt auf der Suche nach dem grossen Glück (das sich später manchmal als Alptraum entpuppt); sie befänden sich in einer Art Warteschlange des Lebens, denn dieses sei trotz beruflichem Erfolg zurzeit eine Katastrophe. Die Wirklichkeit ist viel facettenreicher. Als bald fünfzigjährige Frau (mit Tochter im Teenageralter) habe ich bereits das «volle Programm» hinter mir: Studium, Lehr- und Wanderjahre, Beruf, relativ spät «nach unten» geheiratet und ein Kind bekommen. Ernüchterndes Fazit: Es lohnt sich wirklich nicht, seine Persönlichkeit zu verleugnen, seine «Ansprüche hinunterzuschrauben» und faule Kompromisse einzugehen, damit es mit der Ehe irgendwie klappt. Auch meine Tochter hat sehr rasch gemerkt, dass da «etwas faul» war. Seit ich vor fünf Jahren den Mut gefunden habe, meinen Mann zu verlassen, bin ich wieder ich selber, mein Leben ist interessant und meine Tochter ausgeglichener. Ich renne nicht

mehr irgendwelchen Idealvorstellungen vom Glück zu zweit hinterher und hinterfrage kritisch die zur Schau gestellten familiären und partnerschaftlichen Idyllen. Eine Beziehung mit einem Mann schliesse ich zwar keineswegs aus, eine Schulter zum Anlehnen wäre manchmal schon gut! Aber um dieses Ziel zu erreichen, werde ich doch nicht all mein Geld, meine Zeit und meine Energie investieren.

Dora Bigler, Bern

Dieser Artikel trifft die Problematik wahrlich und vollends! Gratulation für die umfassenden und gelungenen Ausführungen. Allein, die gemeinten Frauen werden sich weiterhin schwer tun, der Empfehlung des «Beischlafs nach unten» Folge zu leisten. Darwin lässt halt auch hier grüssen. Fritz Stauber, Seengen

**Ungelehrtes Volk steht am Bankschalter**

Nr. 22 – «Verlorene Unschuld»; Silvio Borner über Fehlüberlegungen in Krisenzeiten

Nach Meinung von Silvio Borner hat jede Regulierung unvorhersehbare und nicht beabsichtigte Konsequenzen für unseren Wohlstand, der ohne die Entwicklung hochkomplexer und innovativer, aber auch hochvolatiler Finanzmärkte unvorstellbar wäre. Das gilt gewiss für seinen eigenen Wohlstand und für den Wohlstand von anderen gelehrten Wirtschaftsweisen mit sogenanntem innovativem Gestaltungswillen. Nur leider steht an Bankschaltern ungelehrtes Volk, dessen Ersparnisse in den globalen Spielen mit ungeheuren Gewinnen und Boni für die Wissenden ohne jeden Beweis materiell realer Wertschöpfung, aber auch mit ebenso ungeheuren Verlusten für die Unwissenden eingesetzt werden. In den staatlich überwachten Spielbanken geht es bei weitem gesitteter zu. Und dafür sind die Schlagwörter von Kapitalismus oder Sozialismus ganz und gar nicht brauchbar.

Gerbert Kern, Binningen

**Was bedeutet hier «besser»?**

Nr. 22 – «Eine bessere 68er Bewegung»; Josef Lang über den Kurras-Prozess

Was meint der antibürgerliche Historiker und Politiker Josef Lang wohl mit dem Wort «besser» in seinem Titel seines Artikels? Wäre es etwa besser gewesen, die studentische Linke hätte damals «Macht Gurkensalat aus dem DDR-Staat!» skandiert? Mich dünkt, dass seine Kommilitonen von damals diesen Satz wohl auch dann nicht über die Lippen gebracht hätten, wenn sie gewusst hätten, dass Kommilitone Ohnesorg von einem Stasi-Schergen erschossen worden war, d.h. (leider) nicht von einem Handlanger des militärisch-industriellen Komplexes der angeblich faschistischen bürgerlichen Demokratie. Andererseits hätte obiger Slogan der Logik der 68er Bewegung

durchaus entsprochen, waren doch deren Anhänger darauf angewiesen, dass aus den Institutionen des radikal zu verändernden bürgerlichen Staates unter keinen Umständen Gurkensalat gemacht werden sollte, damit sie sich durch ebendiese intakten Institutionen auf ihren langen (und lukrativen) Marsch begeben konnten, was ihnen bekanntlich derart gut gelungen ist, dass sie es wahrlich nicht hätten besser machen können. Oder geht der antibürgerliche Historiker und Politiker Josef Lang etwa davon aus, dass im besagten besseren Falle nunmehr seit vierzig Jahren an jedem 2. Juni alle Arbeiter/-innen und Handwerker/-innen dankbar durch die Strassen marschieren würden, und zwar mit Transparenten, auf denen steht: «Alle Macht den ewigen StudentInnen»? *Willy Stucky, Pfäffikon*

### Nicht die anderen sind schuld

Nr. 22 – «Die Verwandlung»;

Urs Paul Engeler über die Kleine Kammer

Der Autor beklagt sich seitenlang über die wohl nachteilige Entwicklung des Ständerates und schiebt die Schuld dafür den «andern» zu. Dabei war es die SVP, welche in einem Anflug von diktatorischem Grössenwahn die «andern» dazu gebracht hat, sich abzuwenden und zusammenzuschliessen. Dass die «andern» sich programmatisch zu einem Gegenpol formieren mussten, liegt allein an der Partei Blochers. *Richard Schärner, Thayngen*

### Von der Defensive in die Offensive

Nr. 22 – «Stunde der Heuchler»;

Markus Somm über deutsche Kritik an der Schweiz

Man könnte den Eindruck bekommen, Markus Somm hätte mit diesem Artikel ein Ventil gefunden, um sämtliche im Volk und bei ihm aufgestaute Empörung endlich mit einem Gegenangriff Ausdruck zu verleihen. Von der Defensive in die Offensive. Zweifellos ist das Verhalten des deutschen Finanzministers alles andere als vorbildlich. Wie es jedoch auch im Artikel heisst, sieht es beim Thema Geldwä-

schegesetze bei anderen grossen EU-Staaten nicht besser aus. Immerhin ist der Autor so fair, dies am Rande zu erwähnen. Doch nimmt er dies nicht zum Anlass, auch beispielsweise Frankreich zu kritisieren – obwohl der französische Druck auf die Schweiz in Sachen OECD-Standards kaum geringer ist als jener aus Deutschland; allenfalls diplomatischer verpackt. Am Ende zeigt sich der Artikel, einfach gesagt, als Ausdruck verletzten Stolzes, indem anhand des beschriebenen Geldwäschefalls (Einzahl) pauschalisiert wird, dass Deutschland internationale Vereinbarungen (Mehrzahl) ja auch nur zögerlich und unvollständig übernehme. Fazit: Es ist gut, die Defizite im System bei unserem nördlichen Nachbarstaat aufzuzeigen. Die Art und Weise der Darstellung ist jedoch einseitig überzogen und pauschalisierend. In der Sache richtig, in der Form mangelhaft. *Andreas Schnider, Aarau*

### Gesellschaft soll verantwortlich sein

Nr. 22 – «Familien»;

Roger Köppel im Editorial über Schweizer Familienpolitik

Bekanntlich ist die kleinste Zelle einer Gesellschaft die Familie; das heisst Vater, Mutter und Kinder und nicht ein doppelt verdienendes Ehepaar. Diese Familien mit Kindern sind der Garant für das weitere Existieren einer Gesellschaft und des Staates. Wer pflegt denn die

Kranken, erarbeitet die Renten und fährt die Rettungsambulanzen? Unsere Kinder und Kindeskinde. Und diese Kinder erbringen nicht nur Leistungen für Familien mit Kindern, sondern für die gesamte Gesellschaft. Also sollte doch auch die gesamte Gesellschaft (und somit auch der Staat) für das Aufwachsen und Gedeihen dieser Kinder verantwortlich sein. *Bernad Kätner, Gibswil*

### Wahrheitswidrige Aussage

Nr. 22 – «Gier in Bern»; Urs Paul Engeler über Parteienfinanzierung

In der *Weltwoche* vom 28. Mai 2009 schrieb Urs Paul Engeler im Beitrag «Gier in Bern», die Fraktionspräsidenten, die eine Erhöhung der Fraktionsbeiträge initiierten, wollten mit einer «regelmässigen Berichterstattung» den sehr begründeten Verdacht der indirekten Parteienfinanzierung etwas entkräften; «und FDP-Frau Gabi Huber bedauert sogar diese Minimalkontrolle». Die meine Person betreffende Aussage ist wahrheitswidrig und widerspricht meiner Grundeinstellung. Herr Engeler hat diesen Beitrag, der im Übrigen noch weitere Unwahrheiten enthält, aufgrund der Mitteilung anonymer Informanten und ohne Rücksprache mit den darin erwähnten Personen verfasst.

*Gabi Huber, Nationalrätin FDP. Die Liberalen (Uri)*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**BMW Service Plus**  
Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre  
Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre

**BMW 1er AccessPlus**

Freude am Fahren

**Ein Traum, der keine Wünsche offenlässt.**  
Der BMW 1er AccessPlus.

**CHF 342.-/Monat**

Jetzt erhalten Sie den sportlichen BMW 1er AccessPlus bereits ab **CHF 32 800.-** mit besonders grosszügiger Zusatzausstattung. Diese beinhaltet unter anderem: Klimaanlage, Parksensoren, Regensensor, Geschwindigkeitsregelung, USB-Schnittstelle und Radio BMW Professional. Nebst diesen und vielen weiteren Extras überzeugt er auch mit seinem Verbrauch, denn mit nur **4,4 l/100 km\*** gehört er zu den Effizientesten seiner Klasse. Verwirklichen Sie jetzt Ihren Traum.

Bsp.: BMW 116i AccessPlus (Abg. Modell mit Sond.- Ausst.), 4 Zyl./122 PS (90 kW), Fzg.-Preis CHF 32 800.-, 1. grosse Leasingrate 15 % des Nettopreises, Dauer 60 Mte., 15 000 km/Jahr, eff. Jahreszins 4,9 %. Gültig für BMW Neuwagen bis 31.08.2009, Kundenübernahme bis 30.11.2009. Angebot der BMW Finanzdienstleistungen (Schweiz) AG. Preise inkl. 7,6 % MwSt. Änderungen vorbehalten. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. \*BMW 116d, Treibstoffverbrauch gesamt 4,4 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert 118 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 204 g/km), Energieeffizienzklasse A.



# Die 14,5-Milliarden-Lügen

Die drei Kernbotschaften der Propagandisten neuer Steuern für die Invalidenversicherung stimmen nicht. Das defizitäre Sozialwerk wird so nicht saniert, die AHV wird ruiniert, und die Steuer ist nicht befristet. *Von Urs Paul Engeler*



«Deux et deux font quatre. Répétez»: Sozialminister Couchepin.

«Deux et deux font quatre, quatre et quatre huit, huit et huit font seize. Répétez! Dit le maître.» Vielleicht hilft das hübsche Gedicht des französischen Autors Jacques Prévert dem welschen Duo Pascal Couchepin und Yves Rossier, das die Sozialpolitik zu verantworten hat, das zu tun, was es systematisch unterlässt: rechnen, richtig rechnen und das Resultat öffentlich wiederholen!

Die «Zusatzfinanzierung» für die Invalidenversicherung (IV), über die am 27. September abgestimmt wird, ist eines der verwirrendsten und vor allem irreführendsten Projekte, die dem Souverän je präsentiert wurden. Mit drei verschachtelten Finanzoperationen soll die schwer defizitäre Versicherung «saniert» werden: mit einer (auf sieben Jahre befristeten) Erhöhung der Mehrwertsteuer auf acht Prozent, mit der Übernahme der Zinskosten durch die Bundeskasse und, drittens, mit einem Fünf-Milliarden-Geschenk aus dem AHV-Fonds.

«Diese Verbesserung der finanziellen Situation bildet die Grundlage für eine nachhaltige Sanierung der IV», lautet die Botschaft des Bundesrats in der Kurzfassung. Da anzunehmen ist, dass Regierung und Verwaltung genau wissen, dass diese Rechnung gar nicht aufgehen kann, handelt es sich bei der anlaufenden Staatspropaganda um eine arglistige Täuschung der Bürgerinnen und Bürger, also um drei Schwindeleien.

## Pascal Couchepins erste Lüge heisst «Sanierung der IV»

Um diese Behauptung zu entlarven, braucht es lediglich minimale kopfrechnerische Fähigkeiten. Die Ausgangsbasis für die überschlagsmässige Kalkulation lautet 14,522 Milliarden Franken, und zwar minus! Auf diese gigantische Schuld, die das Bundesamt für Sozial-

## Die anlaufende Staatspropaganda ist eine arglistige Täuschung der Bürgerinnen und Bürger.

versicherung (BSV) mit seinem Direktor Yves Rossier per Ende 2009 offiziell ausweist, türmen sich die gesammelten Defizite der IV. Dieser Fehlbetrag, der «die IV in ihrer Existenz bedroht» (Bundesrat), soll mit den erwähnten drei Drehs ab nächstem Jahr wegsaniert werden.

Die exakte Nachrechnung ergibt allerdings: Mit der Erhöhung der Mehrwertsteuer könnten

jährlich Zusatzeinnahmen von knapp 1,1 Milliarden Franken generiert werden, also rund 7,6 Milliarden (zu Werten von 2009). Es verbliebesomit ein Loch von ziemlich genau 7 Milliarden Franken.

Mit der Übertragung des Schuldendienstes an die Eidgenossenschaft (rund 300 Millionen pro Jahr) liesse die marode Versicherung sich um nochmals 2 Milliarden entlasten, so dass

## In den Sanierungsjahren wird die IV Jahr für Jahr neue Schulden von 1,5 Milliarden anhäufen.

(mit dieser zusätzlichen, allerdings verdeckten Hilfe der Steuerzahler) die Schuld auf etwa 5 Milliarden Franken gedrückt werden könnte. Mit den 5 Milliarden, die dem ohnehin angeschlagenen AHV-Fonds entnommen, zweckentfremdet und der IV «geschenkt» werden, wäre die Altlast der IV-Kasse, rein theoretisch und im behördlichen Werbematerial, nicht ganz, aber beinahe abgetragen.

Allerdings läuft in diesen sieben «Sanierungsjahren» die Defizitwirtschaft fast ungebremst weiter. Gemäss einer Analyse, die das BSV am 19. März 2007 selbst erstellt hat, wird die IV in dieser Periode Jahr für Jahr neue Schulden von jeweils rund 1,5 Milliarden anhäufen. Unter dem Strich prognostiziert das Amt zwischen 2010 und 2016 einen zusätzlichen Fehlbetrag von wiederum rund 10 Milliarden Franken.

Das neue Minus wird jedoch in keiner Broschüre erwähnt. Zudem erfolgte diese amtliche, aber verschwiegene Prognose, notabene, noch mitten in der Hochkonjunktur, als die wirtschaftlichen Perspektiven in den schönsten Wachstumsfarben gezeichnet wurden. Ex-

perten schätzen darum, dass das Ergebnis wesentlich negativer ausfallen könnte: «Die teuren Bemühungen, Invalide wieder in den Arbeitsprozess zu integrieren, werden derzeit kaum Erfolge zeitigen.»

Das Zwischenergebnis in knappe Worte gefasst: Nach dieser teuren Sanierung wird die desolante Situation der IV sich kaum verändert haben. Das BSV selbst prognostiziert für 2017, das Jahr eins nach dem teuren Sanierungsplan, wiederum ein Defizit von 1,2 Milliarden! Die Lage bleibt somit gleich hoffnungslos, wie sie heute ist – «wenn es gut geht», sorgt sich ein Kenner der Materie. Klar ist, dass dieser komplizierte Finanzplan im besten Fall die jährlich neu entstehenden Löcher stopfen kann; das alte Milliarden-Manko hingegen kann so nicht beseitigt werden. Es lastet weiter auf den Sozialversicherungen.

## Pascal Couchepins zweite Lüge heisst darum «Sicherheit für die AHV»

Weil die Rechnungen der beiden staatlichen Versicherungen AHV und IV künftig getrennt würden, behauptet der Sozialminister immer wieder, werde die AHV entlastet und die IV, ausgestattet mit den erwähnten fünf AHV-Milliarden, in einem eigenständigen Fonds künftig solide geführt. In Wirklichkeit wird durch die beantragte Zusatzfinanzierung die AHV nicht gestärkt, sondern an den Rand des Ruins getrieben. Denn in ihren Zahlenreihen lassen der Bundesrat und seine Chefbeamten mit einem verblüffend plumpen Trick schlicht und einfach die aktuelle Riesenschuld von 14,522 Milliarden Franken aus allen offiziellen Tabellen verschwinden.

Das behördliche Täuschungsmanöver, das einen privaten Buchhalter hinter Gitter bringen könnte, geht so: In der Berechnung zur

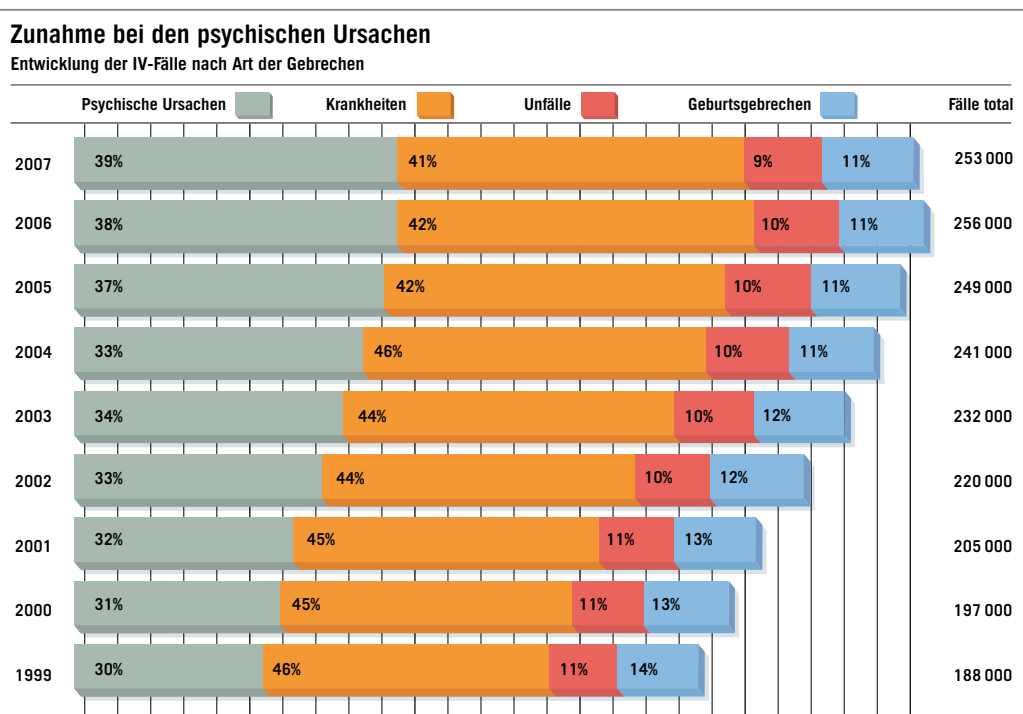
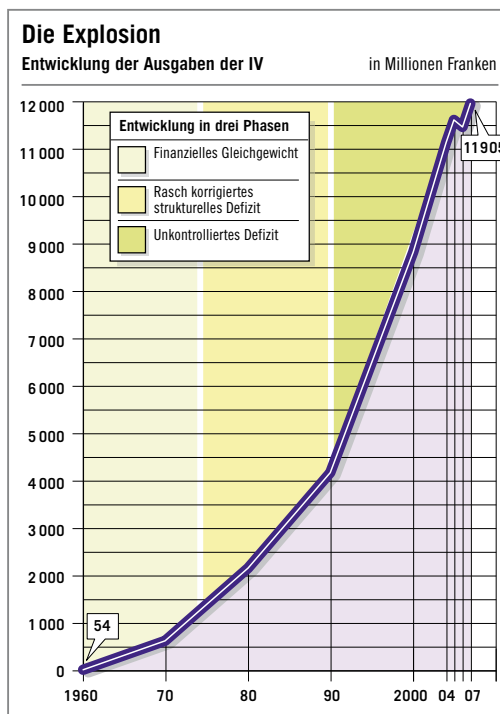
finanziellen Entwicklung der IV, datiert vom 13. Juni 2008, beziffert das BSV, wie oben dargestellt, die Gesamtschuld der Versicherung per Ende 2009 mit 14,522 Milliarden Franken. Ende 2010 erscheint dann plötzlich ein Überschuss von 4,7 Milliarden Franken in der Tabelle respektive in der IV-Kasse. Dieses schöne Guthaben ergibt sich aus dem Startkapital von 5 AHV-Milliarden minus die neu einlaufenden Defizite. Wo aber sind die roten 14,522 Milliarden Franken verblieben, die den Fonds eben noch «existenziell» belastet haben?

Gemäss den nebulösen Verlautbarungen müssten diese sich im alten AHV-Fonds befinden, der diese IV-Schuld derzeit als verzinsbares Guthaben führt. Wer jedoch die neusten «Perspektivrechnungen in der AHV» konsultiert, die der Bundesrat und das BSV erst am 26. März dieses Jahres publiziert haben, der findet aus dem Staunen nicht heraus. Zwar werden per 2010 aus dem AHV-Topf die 5 Milliarden Franken entfernt, die in die IV transferiert werden. Doch die 14,522 Milliarden, die nun von der AHV als Defizit übernommen werden müssten, werden dem Fonds nicht belastet. Diese Schuld taucht auch weder in der Bilanz der IV noch in der des Bundes auf. Sie wird wegetuschiert.

So wird dem Bürger und Versicherten ein AHV-Kapital von stolzen 35 Milliarden vorge-

## In Wirklichkeit wird die AHV nicht gestärkt, sondern an den Rand des Ruins getrieben.

spiegelt, das in Wirklichkeit nur noch rund 20 Milliarden beträgt. Statt der Reserve einer Jahrestanche verfügte die AHV mit dieser IV-«Sanierung» nur noch über ein dünnes Pöls-



## «Dümmster Augenblick»

Economiesuisse hätte die Mehrwertsteuererhöhung unterstützt, die Couchepin verlangt. Nun enthält sich der Spitzenverband der Stimme. Direktor Gentinetta erklärt, warum. *Von Markus Somm*



«1,5 Milliarden sind nicht nichts»: Ökonom Pascal Gentinetta.

Die IV schreibt nach wie vor Defizite. Trotzdem will Pascal Couchepin die Mehrwertsteuer für sieben Jahre erhöhen, um die Löcher zu stopfen. Müsste man nicht zuerst die Ursachen der Fehlbeträge bekämpfen und dann frisches Geld einschiessen?

Sicher nähme mit einer einseitigen Steuererhöhung der politische Druck ab, die IV definitiv zu sanieren. Andererseits sind die Probleme komplex: Das Defizit kann leider nicht von einem Tag auf den andern behoben werden. Es braucht auf jeden Fall eine Finanzspritze – zu dem stehen wir. Um den Druck aber aufrechtzuerhalten, hat Economiesuisse darauf bestanden, dass gleichzeitig eine ausgabenseitige 6. IV-Revision in Angriff genommen wird. Das Parlament hat die entsprechenden Weichen gestellt, uns reicht dieses wichtige politische Signal.

Man weiss, dass Pascal Couchepin diese Revision nicht mehr machen wird – dazu hat er keine Lust mehr, vorher wird er zurücktreten. Warum macht die Wirtschaft dem Sozialminister ein solches Abschiedsgeschenk? Hat er ihr so viel genützt?

Es geht nicht um einen einzelnen Bundesrat, sondern um die Sache. Der Auftrag an den Bundesrat ist klar und wurde im Parlament bestätigt. Aber es stimmt: Ein gewisses Risiko ist vorhanden, dass die aus-

stehenden ausgabenseitigen Reformen nicht mehr mit dem gleichen Nachdruck verfolgt werden.

Warum dieses grosse Vertrauen in die Regierung? Warum ein Blankoscheck?

Das ist kein Blankoscheck. Wir glauben ernsthaft, dass der Bundesrat auf jeden Fall etwas bei den Ausgaben machen will. Eine Botschaft ist ja bereits in Aussicht gestellt.

Wenn das Volk im September diese IV-Zusatzfinanzierung annimmt, dann wird die Schweiz im Januar 2010, inmitten einer schweren Rezession, die Steuern erhöhen. Das versteht kein Ökonom.

In der Tat: Es ist der dümmste Augenblick, und wir haben dies schon Anfang Jahr beim Bundesrat deponiert. Uns ging es nicht um den Abstimmungstermin, das ist nebensächlich, sondern um den Zeitpunkt, ab wann diese höhere Steuer ihre ökonomische Wirkung entfaltet. Immerhin wird dem noch relativ stabilen Konsum mehr als eine Milliarde Franken entzogen! Offensichtlich hat der Bundesrat sich nicht festlegen wollen und die heisse Kartoffel ans Parlament weitergereicht. Auch dieses hat nichts entschieden, so dass nun die Gefahr besteht, dass wir im Januar die Mehrwertsteuer hinaufsetzen. Da man unsere frühzeitig gemeldeten Bedenken nicht ernst genommen hat, sind wir nicht mehr bereit, uns für diese Vorlage einzusetzen.

Es gibt keine Kampagne von Economiesuisse, es gibt kein Geld?

Richtig. Wir enthalten uns der Stimme.

Ist es ein Problem, wenn wir die Mehrwertsteuer erhöhen? Trinken wir wirklich weniger Kaffee, wenn er fünf Rappen teurer wird?

Jeder Volkswirtschaftsstudent des vierten Semesters weiss, dass man in einer tiefen Rezession sogenannte prozyklische Massnahmen unterlassen sollte: Wenn die Gesamtnachfrage zurückgeht, darf der Staat sie unter keinen Umständen zusätzlich abschwächen. Die Mehrwertsteuererhöhung wäre ja nicht der einzige prozyklische Effekt: Die Krankenkassenprämien werden hinaufgehen, die CO<sub>2</sub>-Abgabe ebenso. Hinzu kommen drohende Tarifierhöhungen von Regiebetrieben. In Kombination hat das fatale Wirkungen. Das alles reduziert massiv die Kaufkraft.

Wirtschaftsministerin Leuthard überlegt sich ein drittes Konjunkturprogramm.

Ein traditionelles Ausgabenprogramm lehnen wir strikt ab, das bringt nichts. Die Baubranche hat volle Auftragsbücher. Es macht auch keinen Sinn, dem Bürger das Geld mittels Steuererhöhung aus der Tasche zu ziehen und gleichzeitig via neue Transfers staatliches Geld auszugeben, um die Kaufkraft wieder zu stützen. Das ist absurd.

Was läuft falsch in der IV? Wie kam es zu diesen gewaltigen Schulden?

Die Politik hat viel zu lange tatenlos zugesehen. Jetzt hat man zwar einige Reformen in die Wege geleitet, aber das reicht nicht. Vor allem zugenommen haben die psychisch bedingten Renten. Ebenso stellt man fest, dass die Zahl der Rentner aus dem öffentlichen Sektor überproportional angestiegen ist.

Woran liegt das?

Auch die öffentliche Hand hat in den neunziger Jahren viel Personal in die IV überwiesen. Mit der letzten, der 5. Revision scheint man aber die Lage etwas entschärft zu haben. Die Zahl der Neurenten sowie der absolute Bestand sind tendenziell wieder am Sinken. Was nach wie vor ein Problem ist: Sehr viele gegenwärtige Rentner sind sehr jung, was ausgesprochen teuer ist, weil die Renten lange ausbezahlt werden. Hier wird die 6. Revision ansetzen müssen: Wir verlangen daher, dass bestehende Renten überprüft werden.

Muss man alle Renten überprüfen?

Es gibt offensichtliche Fälle, wo eine Überprüfung unnötig ist. Dennoch ist gerade bei den jungen Leuten ein genaues Hinschauen lohnenswert, um zu vermeiden, dass sie lebenslang im IV-System bleiben. Ebenso müssen wir sehen, dass keine falschen Anreize die Leute in die IV ziehen, vor allem wenn man alle Sozialleistungen zusammenzählt.

Wie ernst steht es um die Schweizer Wirtschaft?

Die Exportwirtschaft leidet am meisten, während sich der Binnenmarkt bisher noch gut gehalten hat. Ich möchte mich nicht auf Zahlen einlassen. Ich befürchte aber, dass die Krise länger dauert.

#### **Was soll der Bundesrat tun?**

Wundermittel sind nicht zu erwarten, daher sollte kein drittes Konjunkturprogramm nach traditionellem Muster aufgelegt werden. Es ist richtig, behutsam vorzugehen. Und wenn etwas getan wird, dann sollen prozyklische Massnahmen vermieden werden, wie etwa eine Mehrwertsteuererhöhung. Aber auch die CO<sub>2</sub>-Abgabe sollte aufgeschoben werden. Wenn man nur schon diesen Belastungen ausweichen kann, dann ist vieles erreicht. Die Schweizer Wirtschaft muss parat stehen, wenn die Weltkonjunktur anzieht. Nie und nimmer wird der schweizerische Staat die ausgefallenen Auslandsaufträge für unsere Exportwirtschaft ersetzen können.

#### **Fragt die Regierung Sie überhaupt?**

Selbstverständlich. Entscheidend ist, dass wir jetzt auch Überregulierungen abweisen. Auch der Druck der EU ist auszuhalten. Wir können vieles verschlimmbessern: Ein Beispiel ist für uns das neue Aktienrecht. Da muss man aufpassen, dass liberale Grundsätze nicht über Bord geworfen werden. Die Rechte der Aktionäre müssen auf jeden Fall gestärkt werden, doch es droht die Gefahr, dass vor lauter Suche nach Sündenböcken übertrieben wird. Man will alle Details in die Statuten schreiben.

#### **Economiesuisse verteidigt ihre Manager. Sind Sie da glaubwürdig?**

Auf jeden Fall, wir sind für die Stärkung der Aktionäre, schlecht aber ist, wenn man die Flexibilität unseres liberalen Aktienrechtes aufgibt. Damit ginge ein Standortvorteil verloren.

#### **Die Linke hat das Ende des Neoliberalismus verkündet. Spüren Sie zunehmenden Druck von links? Ist die Linke im Aufwind?**

Nein, wir spüren nichts. In den Wahlen konnte die Linke ja seither auch nicht zulegen. Ich glaube, in Zeiten der Krise sind unausgelegene Rezepte nicht gefragt. Das grösste Risiko liegt darin, dass der Staat nun zu viel reguliert. Warum ein Ende der Marktwirtschaft angebrochen sein soll, verstehe ich nicht. Die Ursachen der Krise sind komplex, mit Neoliberalismus hat das wenig zu tun.

**Pascal Gentinetta**, promovierter Ökonom, ist Direktor von Economiesuisse, dem Spitzenverband der Wirtschaft.

terchen, das den gesetzlichen Anforderungen nicht mehr entspricht und das nur noch die Renten von 6 Monaten garantieren kann – mit den entsprechend schrumpfenden Kapitalerträgen.

Sollte die IV-Vorlage angenommen werden, geht die AHV in Kürze kaputt.

#### **Pascal Couchepins dritte Lüge heisst darum «Befristung»**

So sicher wie das Amen in der Kirche ist darum, dass die neue Steuer, sollte sie beschlossen werden, Ende 2016 nicht auslaufen wird, wie Bundesrat, Verwaltung und erste Komitees vorgaukeln. Dafür spricht die politische Erfahrung: Sämtliche bislang streng «befristet» eingeführten Steuern, Abgaben und Ausgaben (etwa die Wehrsteuer alias direkte Bundessteuer, die Autobahnvignette und Schwerverkehrsabgabe, die Huckepack-Förderung oder die staatliche Drogenabgabe, Swisscoy-Einsatz, Osthilfe, Krippensubvention und so fort) wurden nach Ablauf des Verfalldatums nicht eingemottet, wie hoch und heilig versprochen, sondern weitergeführt und sukzessive, oft gar massiv ausgebaut.

Im Falle der IV liegt das Argument für die Verstetigung mit Erhöhung der Abgabe bereits auf dem Tisch: Weil die Lage der Versicherung sich nicht verbessert habe, so wird es spätestens 2014 und 2015 aus dem Bundeshaus klagend tönen, müsse die neue Steuer in angepasster Form fortgeführt (das heisst: erhöht) werden. Wer etwas anderes verspricht, handelt entweder naiv oder täuscht und lügt. Etwas Ehrlichkeit lässt immerhin das linke Pro-Komitee durchschimmern. Es erklärt, dass nach Ablauf der «Sanierungsfrist» neue Finanzierungsquellen erschlossen werden müssten.

Aus der Kombination von Lüge eins und Lüge zwei ergibt sich als wahrscheinlichste Konsequenz das folgende Szenario: Dank der neuen Steuern in Milliardenhöhe kann die Lage der

---

#### **Die neue Steuer wird Ende 2016 nicht auslaufen, sondern dürfte sogar massiv ausgebaut werden.**

---

IV zumindest optisch leicht verbessert werden. Dafür muss die ausgehöhlte AHV, das wichtigste Sozialwerk des Landes, mit neuen Steuern, ebenfalls in Milliardendimensionen, saniert werden. Diesem unehrlichen Plan steht offenbar der teuflische Gedanke Gevatter, dass das Volk der ungleich populärereren Altersvorsorge die zusätzlichen Abgaben dereinst schon nicht verweigern werde.

«Deux et deux font quatre, quatre et quatre huit, huit et huit font seize. Répétez! Dit le maître.» Die IV kann mit neuen Steuern und Milliardengeschenken nicht auf Kurs gebracht werden, dies lehrt die fünfzigjährige IV-Geschichte.

Valiant.  
Zum Glück  
nur in der  
Schweiz.

Aus gutem  
Grund.

[www.valiant.ch](http://www.valiant.ch)

VALIANT

# Unerklärliche Leiden im Volksheim

Schweden ist das Land der höchsten Invalidenquote. Mit scharfen Massnahmen will die Regierung die Misere bewältigen.



Premierminister Fredrik Reinfeldt.

In Schweden gewannen die Konservativen 2006 die Wahlen – unter anderem mit dem Versprechen, die Invalidenversicherung zu sanieren. Kaum ein Land hatte bis zu diesem Zeitpunkt so viele Leute mit staatlichem Geld versorgt: Gegen ein Drittel der erwerbsfähigen Bevölkerung bezog entweder Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe oder eine Invalidenrente, wie die OECD in einem Bericht festhielt. Dramatisch war die Lage der Invalidenversicherung: Dreizehn Prozent aller Leute, die von ihrem Alter her hätten arbeiten können, bezogen irgendeine Form von Invalidenrente. Das war die höchste Quote der Welt. In Anbetracht der Tatsache, dass Schweden laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) auch das Land mit den gesündesten Menschen ist, war das ein verwirrender Befund.

Wie in der Schweiz, ja wie in fast jedem westlichen Land waren die Ursachen zwar vielfältig, aber auch offensichtlich: Seit den neunziger Jahren hatten in Schweden vor allem die Rentner zugenommen, die aus psychischen Gründen oder mit unüberprüfbareren Diagnosen für arbeitsunfähig erklärt worden waren. Kurios hörten sich zum Teil die Krankheiten an, die diese Menschen plagten: Lotta Landström etwa, eine Lehrerin, litt unter einer Allergie gegen Strom. Wann immer sie sich in der Nähe von Glüh-

birnen, Fernsehern oder Computern aufhielt, ergriff sie Übelkeit, und ihre Haut begann zu jucken. Ein Arzt bescheinigte ihr eine Überempfindlichkeit gegen Elektrizität – eine Krankheit, die in kaum einem anderen Land der Welt als solche anerkannt wird. Wissenschaftliche Tests, die dieses Leiden belegen würden, sind bisher nicht bekanntgeworden. Trotzdem befand die WHO, dass es sich bei diesen Beschwerden um ein reales Phänomen handeln müsse. Landström erhielt eine Rente zugesprochen und zog sich in ihr Haus zurück, aus dem sie alle elektrischen Geräte entfernt hatte. Sozialarbeiter brachten ihr Essen und andere Dinge des täglichen Bedarfs vorbei.

Die neue bürgerliche Regierung hatte angekündigt, die Renten von Leuten wie Lotta Landström zu überprüfen – in ihrem Fall mit einschneidenden Folgen für sie. Nach zwei Jahren IV-Rente strich man ihr diese wieder, und die Sozialbehörden zwangen sie, einen Job anzunehmen. Inzwischen arbeitet sie im Fenstermacher-Geschäft ihrer Eltern. «Ich hatte mir das hart vorgestellt», sagte sie dem *Wall Street Journal*, «aber es war gar nicht so schlimm.» Ob ihre Eltern in ihrem Geschäft auf elektrischen Strom verzichten, war nicht in Erfahrung zu bringen.

### Couchepin reist nicht nach Schweden

Schwedens liberaler Premierminister Fredrik Reinfeldt hatte sich seinerzeit einen Namen gemacht mit Büchern, in denen er den Sozialstaat auf eine Art in Frage stellte, wie man sich das bislang im behaglichen «Volksheim» der Sozialdemokraten nicht gewohnt war. Doch die prekäre Lage der Staatsfinanzen gab Leuten wie Reinfeldt Gewicht. Seit seiner Wahl hat die Regierung zahllose Massnahmen eingeleitet, um der Expansion der Invalidenversicherung Herr zu werden. Die Überprüfung einer hohen Zahl von bestehenden Renten ist nur das eine, ebenso in die Pflicht genommen wurden die Arbeitgeber. Bereits zeigen sich erste Erfolge, doch die Invalidenquote war in Schweden derart hoch, dass Reinfeldt noch einen weiten Weg vor sich hat.

Couchepin hätte es weniger beschwerlich. Im Vergleich zu Schweden sind die Probleme der Schweizer IV weniger ausgeprägt. Doch Couchepin dürfte die wahre Sanierung der IV seinem Nachfolger überlassen. (ms)

Als 1960 die allgemeine Invalidenversicherung eingeführt wurde, mahnten skeptische Politiker, die neue Kasse könnte von Gesuchen überschwemmt werden, da eine exakte Abgrenzung zwischen gesund und invalid schwierig sei. Bis 1975 wurde das Instrument dann auch nur sehr zurückhaltend eingesetzt; die Versicherung arbeitete im finanziellen Gleichgewicht. In den Jahren bis 1990 rutschte sie in ein leichtes strukturelles Defizit, das mit einer ersten Erhöhung der Beiträge allerdings beseitigt werden konnte. Erst in den neunziger Jahren begannen die Ausgaben und Defizite förmlich zu explodieren; die Lohnabzüge wurden nochmals erhöht; die IV-Kasse erhielt ein erstes «Sanierungs»-Geschenk aus dem Topf der Erwerbsersatzordnung (2,2 Milliarden Franken); die IV erhielt aus dem gleichen Fonds ein

### Krankheiten aller Art und psychische Probleme erfreuen sich steigender Beliebtheit.

zweites «Sanierungs»-Geschenk (1,5 Milliarden) – und gleichwohl wuchsen und wucherten die Fehlbeträge. Der sozialpolitische Schlendrian, der beinahe alle, die wollten, zu staatlich anerkannten und besoldeten Handicaperten und Betreuten erklärte, hatte die Führung der Kasse übernommen.

Dass sich nicht der Zustand der Menschen geändert hat, sondern die Politik, belegt der Blick auf die jüngste Entwicklung der Gebrechen, die als IV-Gründe gelten. Die Zahl der Geburtsgebrechen und der Unfälle, die zur Invalidität führen, ist seit 1999 praktisch stabil geblieben. Diese «klassischen» und meist unbestrittenen IV-Fälle beanspruchen einen immer kleineren Teil der Renten; derzeit sind es noch 20 Prozent. Im Gegenzug erfreuen sich Krankheiten aller Art und psychische Probleme rasch steigender Beliebtheit. Insbesondere die Zahl der IV-Psychosen hat sich in den letzten Jahren von gut 50 000 auf gegen 100 000 praktisch verdoppelt.

Die letzte statistisch vorliegende Auswertung der Neurentner aus dem Jahr 2007 zeigt, wohin die Milliarden fließen: Gerade mal 6 Prozent erhielten eine Rente wegen eines Geburtsgebrechens zugesprochen. Lediglich 7 Prozent der neuen IV-Fälle waren Unfallopfer. Rund 44 Prozent wurde ein staatliches Gehalt zugesprochen wegen einer der vielen Krankheiten. Ebenso viele bekamen ihre Entgelte wegen eines psychischen Leidens. «Deux et deux font quatre, quatre et quatre huit, huit et huit font seize. Répétez! Dit le maître.»

Weiterführende Lektüre:

**Aktualisierung der Berechnungsgrundlagen zur Erstellung von Perspektivrechnungen in der AHV:** Bericht des Bundesrates vom 28. Januar 2009, vom BSV aktualisiert am 26. März 2009  
**Die IV – eine Krankengeschichte.** Von Monika Bütler und Katja Gentinetta. NZZ Libro. 246 S., Fr. 28.90



Essay

## Erleichterung des Abschieds

CVP-Chef Christophe Darbellay hat die Debatte um die Sterbehilfe neu lanciert. Zu Recht, denn wir müssen lernen, auf lebensverlängernde Massnahmen zu verzichten. Eine Gesellschaft, die Gesundheit über alles andere stellt, ist auf dem Holzweg.

Von Abt Martin Werlen

Es ist höchste Zeit, dass die schon lange anstehenden Fragen rund um die Gesundheit in der Öffentlichkeit endlich diskutiert werden. Auslöser war zwar die Wirtschafts- und Finanzsituation, doch gehen die wirklichen Fragen viel tiefer. Sind wir bereit, uns diesen zu stellen?

Dass es so nicht weitergehen kann, ist allen klar; aber ebenso klar scheint es zu sein, dass alles bleiben soll, wie es ist. Immer wieder muss ich an den Mann denken, der seinen im Dunkeln verlorenen Schlüssel unter einer Strassenlaterne sucht – weil dort Licht ist. Eine Prämisse ist in unserem Alltagsleben ständig präsent und wird ohne Scham herumgeboten, aber kaum je hinterfragt: Hauptsache, man ist gesund.

Was sagen wir damit über die Mehrheit der Bevölkerung, die eine Prothese trägt (zum Beispiel eine Brille)? Was sagen wir damit über all die Menschen, die nicht gesund sind? Was sagen wir damit über ein Kind im Mutterleib, das aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer Krankheit geboren wird? Fehlt diesen Menschen tatsächlich die Hauptsache? Und: Fehlt den meisten Menschen, je näher sie dem Tod kommen, immer mehr die Hauptsache?

Ich habe viele kranke Menschen gekannt und kenne auch jetzt viele kranke Menschen, die mich die Hauptsache gelehrt haben und lehren. Die Gesundheit ist schleichend und unwidersprochen in den vergangenen Jahrzehnten zur Religion geworden. Und damit ist die Lebenserwartung massiv gesunken. Hatte früher ein Mensch eine Lebenserwartung von «fünfzig Jahren plus die Ewigkeit», so gehen heute viele davon aus, dass mit «achtzig plus nichts» alles vorbei ist.

### Mensch im Mittelpunkt

Wenn wir als Gesellschaft unkritisch und unreflektiert dieser neuen Religion huldigen, hat das massive Konsequenzen. Zuerst einmal üben wir damit auf alle Menschen einen grossen Druck aus – schliesslich ist die Gesundheit bei jedem Menschen ein äusserst zerbrechliches Gut. Zweitens messen wir den Wert des menschlichen Lebens an seiner Gesundheit. Dass dann behinderte, kranke und betagte Menschen immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, ist eine logische Folge. Drittens sind Übermedikation und Überbehandlung eine Selbstverständlichkeit, wenn die Gesundheit die Hauptsache ist.

Ich bin dankbar für meinen Glauben, in dem die Gesundheit nicht die Hauptsache ist. Im christlichen Glauben steht nicht die Gesundheit des Menschen im Mittelpunkt, sondern der Mensch als solcher mit der ihm geschenkten Würde, von Gott erschaffen – auf Gott hin erschaffen. Im Verhältnis zu dieser Hauptsache findet die Sorge um die Gesundheit den Platz, der ihr zusteht. Krankheit und Tod gehören nun einmal zu jedem Leben. In einem ganzheitlichen Lebenskonzept wird es dem todkranken Patienten auch leichterfallen, auf eine Übermedikation oder weitere lebensverlängernde Massnahmen zu verzichten. Wichtig ist der Ausbau der Palliativmedizin. Eine gesamtheitliche Betreuung – dazu gehört auch die religiöse Betreuung – und Massnahmen zur Linderung der Schmerzen und Symptome stellen nicht die Gesundheit in den Mittelpunkt, sondern den konkreten Menschen. Solange die Gesundheit unwidersprochen Hauptsache bleibt, werden wir das Gesundheitswesen kaum nachhaltig sanieren können.

### Finanzen ins Lot bringen

Die CVP fordert einen Umbau und ein Umdenken im Gesundheitswesen. Diesem Anliegen schliesse ich mich gerne an. Der im Entwurf vorliegende Ansatz ist tatsächlich bedenkenswert. Allerdings bin ich davon überzeugt, dass wir noch einen grossen Schritt weiter gehen könnten und müssten. Und vielleicht ist jetzt wirklich der richtige Moment, um die fatale Prämisse «Hauptsache, man ist gesund» anzugehen und sie nicht mehr an die nächste Generation weiterzugeben.

Die Antwort auf die Frage nach der Hauptsache in unserem Leben könnte vieles ins Lot bringen – sogar die Finanzen. Ich bin mir bewusst, dass das eine grosse Herausforderung für uns alle ist. Eine Herausforderung, die nicht einfach mit einer Abstimmung erledigt ist. Da braucht es Einsatz auf allen Ebenen. Aber wir würden dann vermutlich den verlorenen Schlüssel nicht einfach dort suchen, wo es Licht hat, sondern dort, wo wir ihn verloren haben.

Abt Martin Werlen steht dem Benediktinerkloster Einsiedeln vor. Er ist Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz und ihrer Bioethik-Kommission.



Grosse Herausforderung für alle: Initiator Darbellay.

# Kolosseum für Schnellredner

Die EU-Bürger wählen ihr neues Parlament. Auch wenn sie sich ohne Zögern zu einem geeinten Europa bekennen: Mit der Scheindemokratie in Strassburg können sie weniger anfangen denn je.

Von Stefan Brändle



Parlamentarischer Wanderzirkus: EU-Parlament in Strassburg.

Es gibt immer mehr EU-Bürger, aber immer weniger EU-Anhänger. 375 Millionen europäische Stimmberechtigte sind mittlerweile aufgerufen, ihre Vertreter ins EU-Parlament zu wählen – die grösste Demokratie nach Indien. Betrug die Stimmbeteiligung bei der ersten Direktwahl im Jahre 1979 noch 63 Prozent, ist sie seither regelmässig gesunken. Beim letzten Urnengang 2004 gingen noch 45 Prozent wählen, und diesmal wird ein noch tieferes Ergebnis befürchtet. In einzelnen osteuropäischen Ländern wie der Slowakei, die vor fünf Jahren mit grosser Begeisterung beigetreten waren, ginge kurz nach der Aufnahme weniger als ein Fünftel der Stimmberechtigten an die Euro-Urnen.

Das Erstaunliche, ja Paradoxale daran: In Meinungsumfragen bekennen sich gerade Jungbürger ohne Zögern zum Europaprojekt: 80 Prozent zum Beispiel in Deutschland, 79 Prozent in Frankreich. Sie fühlen sich als Europäer, rechnen in Euro, beteiligen sich am Austauschprogramm Erasmus. Anders als die Norweger oder Schweizer haben sie in ihren Ländern nicht einen so hohen Demokratie- oder Lebensstatus zu verteidigen. Sie profitieren vom Binnenmarkt und sind froh über einen Einigungsprozess, der auf dem alten Kontinent Schluss gemacht hat mit Weltkriegen, die in Wahrheit europäische Kriege waren.

Warum steht die EU bei ihren Bürgern trotzdem so tief im Kurs, dass sie sich dafür nicht einmal mehr an die Wahlurnen bemühen? Zum Teil vielleicht, weil sich die einstigen Imperialmächte Deutschland, Frankreich und England im globalen Zeitalter auch ohne EU kaum mehr bekriegen würden. Und die Verteidigung der europäischen Ideale? Dafür erscheint die EU selbst nicht ideal.

## Grösseres Werbebudget als Coca-Cola

Erinnern wir uns kurz: Brüssel wollte sich eine effiziente Grundordnung geben, brachte aber nur ein Normen-Monstrum aus 446 Artikeln zustande. Die an der Wahlurne befragten Franzosen und Niederländer sagten 2005 mit deutlichen Mehrheiten nein. Zwei Jahre später legten die Eurokraten einen neuen «Reformvertrag» vor, der mit dem gescheiterten Text zu 95 Prozent identisch ist. Nur entschied in Frankreich und den Niederlanden nun nicht mehr das Volk, sondern das dienstwillige Parlament. Einzig in Irland kam es zu einer (dort obligatorischen) Volksabstimmung und zu einem Nein. Im Herbst sollen die Iren nochmals an die Urnen. Nur sie.

Die übrigen Stimmbürger dürfen vom 4. bis 7. Juni wenigstens ihre Abgeordneten ins EU-Parlament wählen. Es sei der einzige vom Volk gewählte supranationale Rat, wirbt die EU in

einer ihrer PR-Kampagnen, die insgesamt mehr Geld kosten, als das Werbebudget von Coca-Cola beträgt. Bloss hat die Sache einige Haken. Das Europaparlament ist gar kein richtiges Parlament. Es kann keine Gesetzesinitiative ergreifen; dies ist den Regierungen der 27 Mitgliedstaaten (Ministerrat genannt) vorbehalten. Es kann auch keine selbständigen Beschlüsse fassen, sondern ist auf die Absprache mit der EU-Kommission angewiesen. Von zentralen Bereichen wie der Agrarpolitik ist es ganz ausgeschlossen. Das nennt sich auf EU-Deutsch «Mitentscheidung».

## Mindestlänge der Scheibenwischer

So entscheidet das EU-Parlament zum Beispiel beim Radabstand der Einkaufswägelchen, bei der Breite der Treppenstufen oder der Mindestlänge der Scheibenwischer. All das ist nun EU-weit geregelt. Besonders volksnah fühlen sich die EU-Parlamentarier, weil sie billigere Auslandsanrufe vom Handy aus ab diesem Sommer durchgesetzt haben. Nicht zuletzt gegen die 5000 in Strassburg eingeschriebenen Lobbyisten, unter denen sich zahlreiche Telekom-Operateure befinden.

Anfang Mai warfen sich die 785 Europa-Abgeordneten für die Internetbenutzer in die Bresche: Die nationalen Behörden eines Mitgliedstaates dürfen wegen illegalen Downloads nicht einfach den Computerzugang sperren; nur Richter dürfen dies nach einem Rechtsverfahren verfügen. Millionen jugendlicher Net-Freaks atmeten auf. Bloss halten sich die nationalen Regierungen nicht daran. Nur wenige Tage später beschloss Frankreich genau das, was das EU-Parlament unterbinden wollte: Die französische Verwaltung kann nun Internet-Abos von Download-Piraten von sich aus sperren.

Es brauche eben etwas Zeit, bis das Strassburger Parlament ernst genommen werde, meinen seine Vertreter. Es habe schon grosse Fortschritte gemacht. Stimmt, bis in die neunziger Jahre hatte es überhaupt nur eine beratende Funktion ausgeübt. Noch gelten aber seltsame Regeln in dem «Kolosseum», wie das zehn Jahre alte, absichtlich unfertig wirkende Parlamentsgebäude am Rhein oft genannt wird. Die Zahl der Abgeordneten ist mit 785 heute so gross, dass die Redezeit etwa bei Verfahrensfragen auf eine Minute beschränkt ist. Dann schicken die Fraktionen die Schnellredner vor. Bloss sind die unbeliebt bei dem Heer von über tausend Übersetzern, Interpreten

und Dolmetschern, die mit den 23 offiziellen Parlamentssprachen fertig werden müssen und die allein ein Drittel des Parlamentsbudgets verschlingen.

Die EU-Deputierten betonen gerne die Symbolik ihres Strassburger Sitzes an der deutsch-französischen Grenze. Dieses «Zeichen der Versöhnung» kostet allein an Umzugskosten mehr als 200 Millionen Euro im Jahr. Denn das 785-köpfige Megaparlament tagt auch in Luxemburg und Brüssel. Einmal im Monat verschiebt sich der parlamentarische Wanderzirkus mit Sack und Pack von der EU-Hauptstadt über 350 Kilometer Autobahn nach Strassburg, mit zahllosen Beamten, Journalisten, Diplomaten und den Lobbyisten im Schlepptau. Alles muss mit – vom Kopiergerät bis zur Reanimationsstation inklusive Krankenschwestern. Die *eurodéputés* sind wohl die einzigen Parlamentarier der Welt, deren Schränke von Amtes wegen über Räder verfügen.

Dieses Perpetuum mobile im Pendelbetrieb hat ebenfalls Symbolgehalt: Es ist Ausdruck der Eigendynamik, die heute die EU antreibt und der die nationalen Politiker nur noch folgen können. So etwa in der Frage des Türkei-Beitritts. Dieser sei eine Dummheit, hört man in Brüssel allenthalben hinter vorgehaltener Hand. Doch der Prozess des Beitritts Ankaras geht weiter. Auch der Türkei-Gegner Nicolas Sarkozy verhinderte nicht, dass während seines EU-Rats-Vorsitzes 2008 zwei weitere von gut dreissig Beitrittskapiteln mit Ankara eröffnet wurden.

### Politisches Abstellgleis

Schon Sarkozys Vorvor-Vorgänger Valéry Giscard d'Estaing hatte vor Jahren die Losung herausgegeben: «Zuerst integrieren, dann erweitern.» Die EU-Eliten leben indessen das Gegenteil vor. Und auch wenn sie sich proeuropäisch geben, streben sie nur eine nationale Karriere an. Um beim Beispiel Frankreich zu bleiben: Mehrere Politstars wie Justizministerin Rachida Dati wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen, die Europaliste der Sarkozy-Partei UMP anzuführen. Warum? Sie wollen nicht fünf Jahre lang im Strassburger Parlament Einsitz nehmen, das man in Paris als politisches Abstellgleis betrachtet. Und offenbar nicht nur dort: Einzelne italienische Europaparlamentarier werden in Strassburg nicht einmal bei jeder zehnten Sitzung gesichtet.

Auch das EU-Machtzentrum Brüssel ist für französische Politiker nur zweite Wahl. Brüsseler Kommissar zu werden, ist in Paris nicht der *dernier cri*. Als Sarkozy Ende 2008 sein EU-Rats-Präsidium weitergab, war er sichtlich erleichtert: «Ich habe keine Lust, in Brüssel bis vier Uhr morgens über drei Erdnüsse zu verhandeln.» Zuvor hatte er einen rein nationalen Bankrettungsplan lanciert, ähnlich wie seine Amtskollegen in London, Berlin, Rom oder Madrid. Der von Kommissionschef José Manu-

el Barroso nachgereichte EU-Plan war damit verglichen nicht mehr als heisse Luft.

Schon der Irakkrieg oder die krisenbedingte Aufgabe der Maastricht-Kriterien bestätigten, dass Europas Politiker im Ernstfall national denken und handeln. Von ihnen zu hören, die Niederländer, Franzosen und Iren seien «schlechte Europäer» – obwohl sie die EU vor



«Integrieren»: Ex-Präsident Giscard d'Estaing.

einer absolut unlesbaren Verfassung bewahrten und das Ausufern der EU Richtung Türkei verhindern wollen –, klingt leicht verfehlt. So verfehlt wie der offizielle EU-Wahlslogan «Europawahl – deine Entscheidung». Als ob das Duzen der Stimmberechtigten die fehlende Bürgernähe übertünchen könnte.

Denn auch die beste PR-Kampagne vermag nichts gegen den inneren Widerspruch des EU-Scheinparlamentes. Es soll die Demokratie stärken, beschneidet aber gleichzeitig die Rechte der Nationalstaaten und erlaubt damit weniger demokratische Kontrolle. Ein Widerspruch in sich. Generell verkörpert dieses sonderbare Parlament die Quadratur des Kreises in einer Union, die immer grösser wird und immer mehr Kompetenzen erhält – und damit selbst immer mehr Ängste vor dem Verlust der nationalen Souveränität schürt.

### Der Motor stottert

Lange Jahre bewirkte die europäische Dialektik immerhin eine beidseitige Dynamik: Die nationalen Unterschiede bereicherten und befeuerten das Europaprojekt; umgekehrt erhöhte die EU in vielen Hauptstädten den Reformdruck. Die gegenseitige Stimulierung schläft aber mehr und mehr ein. Heute stehen nationale und europäische Kräfte oft gegeneinander. Und mit der Erweiterung wächst die

interne Rivalität: Wenn die neuen EU-Ostmitglieder billige Autofabriken aufbauen und willige Arbeitskräfte exportieren, werfen ihnen die Weststaaten sogleich Lohn-dumping vor.

Sarkozy setzte sich während des EU-Vorsitzes ohne viel Federlesens über die EU-Instanzen hinweg; er sprach sich in der akuten



Gewehrt: französische Justizministerin Dati.

Krise lieber direkt mit Angela Merkel, Gordon Brown oder Silvio Berlusconi ab. Mit seiner napoleonischen Unverfrorenheit überrumpelte er Barrosos Kommission völlig. Seit «Speedy Sarko» Brüssel wieder verlassen hat, kehrt die EU-Maschinerie zum alten Trott zurück. Die EU-Wähler sollen dem stotternden Motor mit ihrer Stimme das nötige Schmieröl vermitteln. Aber selbst der EU-Wahlkampf läuft angesichts der allgemeinen Apathie nicht mehr rund. «EU-Wahlkampf» ist ohnehin das falsche Wort, da überall nationale Themen Vorrang haben – in England der Spesensskandal in Westminster, in Deutschland die kommende Bundestagswahl, in Spanien die Korruptionsaffären oder in Italien die Mätressen des Cavaliere.

Nicht gerade ein Ruhmesblatt für eine Europawahl. Auch in Brüssel erkennt man langsam, dass bei dieser EU-Wahl der Wurm drinsteckt. Stimmen werden laut, das EU-Parlament würde besser durch die nationalen Parlamente als durch die Stimmbürger bestellt. Das hat durchaus einiges für sich. Das Volk passt eigentlich nicht in das EU-Schema. Vielleicht sollte Brüssel einmal eine Beobachterdelegation ins Schwellenland Indien entsenden, um herauszufinden, wie man mit 710 Millionen Stimmberechtigten eine Demokratie organisiert. ○



# «Nette Worte reichen nicht»

Der Iran warte auf konkrete Schritte Obamas, sagt Keyvan Imani, iranischer Botschafter in Bern. Die Schweiz könne eine wichtige Rolle spielen bei einer Annäherung an die USA. In Menschenrechtsfragen habe man einiges von unserem Land gelernt. *Von Urs Gehrigler, Markus Somm und Noë Flum (Bild)*

**Herr Botschafter, seit dreissig Jahren herrscht zwischen dem Iran und den USA Funkstille. In Teheran nimmt die Schweiz seit 1980 die Rolle der Schutzmacht Amerikas wahr. Wie schlägt sich unser Land?**

Sehr gut. Die Schweiz ist eines der besten Länder für diesen Job. Sie vertritt eine neutrale Politik und ist ein guter Partner für beide Seiten.

**Gibt es andere Kanäle als die Schweiz?**

In Bezug auf Afghanistan und den Irak hat es direkte Treffen zwischen uns und US-Vertretern gegeben, auf Botschafterebene. Neben der Rolle als Schutzmacht versucht die Schweiz, im Streit ums Atomprogramm zu vermitteln. Wie laufen die Gespräche?

Es geht um Bemühungen, einen Dialog zu ermöglichen und zu vervielfältigen. Wir sind der Schweiz dankbar. Durch ihre Hilfe haben der Iran und die EU einige Resultate erzielt. Zum Beispiel einigten wir uns auf einen Fahrplan, offene Fragen bezüglich des Atomprogramms zu beantworten.

**Was läuft an der Gesprächsfront?**

Es gibt einige Vorschläge der EU und der P5+1-Staaten (Uno-Sicherheitsrats-Mitglieder plus Deutschland). Wir sind uns einig, dass wir mit dem Dialog fortfahren wollen. Aber in letzter Zeit sind keine nennenswerten Schritte erfolgt.

**Die Schweizer Schiene liegt also brach?**

Seit fast fünf Monaten. Nicht wegen der Schweiz oder wegen des Iran. Die andere Seite braucht Zeit, um sich neu zu koordinieren. Sie wartet auf die neue Politik der Obama-Regierung. Es war nicht gut, dass bei den bisherigen Atomverhandlungen der US-Vertreter jeweils fehlte. Jetzt haben die Amerikaner angekündigt, dass sie künftig mit uns am Tisch sitzen wollen.

**Zwanzig Jahre lang hat der Iran sein Nuklearprogramm vor der Welt versteckt. Sind Sie bereit, mit der Internationalen Atomagentur (IAEA) ein Zusatzprotokoll zu unterzeichnen, das unangekündigte Kontrollen Ihrer Atomanlagen ermöglicht?**

Das Vertrauen hängt von beiden Seiten ab. Als wir 2003 begannen, mit der IAEA und dem Westen zu verhandeln, liess man uns auflaufen. Wir suspendierten die Atomanreicherung. Doch dann verlangten sie, dass wir das Programm sogar aufgeben. Dabei ist uns als Mitglied des Atomsperrvertrags das Anreichern von Uran für friedliche Zwecke erlaubt. Schliesslich wollten sie sogar, dass wir unsere atomaren Anlagen zerstören. Das

weckte in uns den Eindruck, dass man mit uns spielt und uns um unser Recht prellen will.

**Der neue US-Präsident hat wiederholt deutlich gemacht, dass er einen Wandel im Verhältnis zum Iran will. Die Reaktionen Ihrer Regierung waren bisher kühl. Warum zögern Sie, die Gelegenheit zu ergreifen?**

Welchen Wandel? Welche Gelegenheit?

**Obama bekundet seinen Willen zum Dialog. So gratulierte er in einer Fernsehansprache den Iranern zum neuen Jahr. Ein klarer Unterschied zu Bush, oder?**

Wir sind den USA einen Schritt voraus. Als Obama gewählt wurde, sandte unser Präsident einen Brief, nicht an das amerikanische Volk, sondern an Obama persönlich. Darauf hat er bis heute nicht geantwortet. Es gibt eine Veränderung in den Worten der USA, aber wir können keinen Wandel in der Politik erkennen. Vor einigen Wochen reichten 50 Kongressabgeordnete einen Gesetzesentwurf ein mit dem Ziel, die Sanktionen gegen uns zu verschärfen. Nette Worte reichen nicht. Wennes Obama mit seinem *change* ernst meint, muss er das durch Taten beweisen.

**Was erwarten Sie vom neuen Präsidenten?**

Zwischen uns liegt ein altes Problem, man kann es nicht in einer Nacht lösen. Rauchzeichen über die Medien zeigen nicht das Ausmass der Ernsthaftigkeit. Annäherung muss über diplomatische Kanäle erfolgen.

**Über den Schweizer Kanal?**

Das ist auch denkbar.

**Ist die Freilassung der amerikanisch-iranischen Journalistin Roxana Saberi, die von Ihrer Justiz wegen Spionage verurteilt worden war, ein Signal der Annäherung?**

Es zeigt, dass wir keine Feinde Amerikas sind.

**Warum wird dann in vielen Moscheen immer noch «Tod Amerika» gerufen?**

Wenn die andere Seite weiterfährt, uns zu sanktionieren, warum sollten wir aufhören?

**Wie hat das Zerwürfnis zwischen euch und den Amerikanern eigentlich begonnen?**

Mit dem Putsch der CIA 1953. Sie stürzte unseren demokratisch gewählten Premierminister Mossadegh und installierte eine von Schah Pahlevi favorisierte Militärregierung.

**Seither ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen.**

Danach wurde die Rolle der USA immer schlimmer. Sie beleidigten die iranische Nation. Auch nach der Revolution hörte die Einmischung nicht auf. Schliesslich brachen sie ihre Beziehungen ab.

**Weil iranische Studenten 1979 die US-Botschaft in Teheran besetzten und die Diplomaten als Geiseln nahmen.**

Warum wurde die Botschaft besetzt? Weil sie von Spionen bevölkert war, mit dem Auftrag, uns zu manipulieren, und mit dem Ziel, unsere Regierung zu stürzen.

**An allem sind allein die Amerikaner schuld?**

Die Aggression kam immer von ihnen, wir mussten uns verteidigen. 1980 attackierten sie unser Land, als sie mit einem Militärkommando die Geiseln befreien wollten, was bekanntlich kläglich scheiterte. Dann unterstützten sie Saddam Hussein im Krieg gegen uns. 1988 schossen sie ein Passagierflugzeug der Iran Air ab. Haben wir je eine solche Aggression unternommen? Nein.

**Der Iran unterstützt verschiedene Terrorgruppen und destabilisiert die Region. Ist das ein Stellvertreterkrieg gegen die USA und deren Verbündete?**

Nehmen wir den Vorwurf, der Iran unterstütze Aufständische im Irak: völlig falsch. Der ehemalige US-Zivilverwalter im Irak Paul Bremer hat selbst gesagt: «Wir haben keine Probleme mit den Iranern.» Was die Hisbollah betrifft: Fragen Sie die Libanesen, ob sie Terroristen sind oder Freiheitskämpfer?

**Unterstützen Sie die Hisbollah?**

Nicht materiell, aber emotional schon.

**Es gibt Belege, dass die Hisbollah Ausbildung und Waffen vom Iran erhalten hat.**

Alles Lüge, wie wollten wir ihnen denn Waffen schicken? Über die Schweiz? Die Hisbollah ist eine Gruppe, die die territoriale Integrität Libanons verteidigt. Die Hisbollah ist das Problem dieser anderen Regierung.

**Wen meinen Sie?**

Diese Regierung, die Palästinenser unterdrückt.

**Sie meinen Israel?**

(Nickt)

**Bern ist eine kleine Stadt. Die israelische Botschaft liegt keine 500 Meter von der iranischen entfernt. Begegnen Sie eigentlich ab und zu dem israelischen Botschafter?**

Nein, nein.

**Es gäbe bestimmt einiges zu diskutieren.**

Es ist ein Besatzerland dort drüben. Wir akzeptieren diese Regierung nicht.

**Die diffamierenden Aussagen Ihres Präsidenten über Israel und zum Holocaust sind bekannt. Warum kümmern sich iranische Führer eigentlich so besessen um Israel?**

Wir verstehen nicht, dass ein Volk in unserer Region für Verbrechen zahlen muss, die im



«Die Zionisten wollen unser Atomprogramm und unser Regime zerstören»: Botschafter Imani.

Zweiten Weltkrieg in Europa begangen wurden. Die Regierung der Zionisten hat den Palästinensern das Land gestohlen. Seit Beginn der Revolution ist sie gegen uns. Sie sendet ihre Spione in unser Land. Jede Woche, bis heute, redet sie davon, unser Atomprogramm und unser Regime zu zerstören. Bereits Ajatollah Chomeini hat Israel als «Krebsgeschwür» bezeichnet. Kann es da wundern, dass Israel das iranische Atomprogramm als Bedrohung betrachtet?

Als unser religiöser Führer Ajatollah Chomeini selig dies sagte, durften die Muslime in Jerusalem, der drittheiligsten Stätte des Islam, nicht einmal beten. Jeden Freitag gibt es Probleme. Die Herrscher dort greifen mit ihrer Macht um sich wie ein Krebs. Was tut man mit einem Krebs?

Mit dieser Haltung wird der Iran weder Frieden noch Stabilität fördern. Sollte jemand versuchen, Israels Existenz in Frage zu stellen, wird der Westen Israel unterstützen.

Es gibt nicht bloss eine öffentliche Meinung in Europa und Amerika. Die Leute in dieser Region sind um einiges zahlreicher, sie haben auch ihre Sicht der Dinge.

**Der Iran wird wegen massiver Menschenrechtsverletzungen angeklagt: Steinigungen, Hinrichtung Minderjähriger. Dazu führt die Schweiz mit Ihrer Regierung seit Jahren einen Menschenrechtsdialog. Gibt es Resultate?**

In der Tat haben wir Fortschritte erzielt. In der Drogenpolitik zum Beispiel. Früher glaubten wir, Drogenabhängige seien Verbrecher. Die Schweiz hat ihre Experten geschickt, und wir haben unsere Meinungen ausgetauscht. Vor zwei Jahren sind wir zum Schluss gekommen, dass die Abhängigen keine kriminellen, sondern kranke Menschen sind.

**Ihr Land leidet am Drogenschmuggel aus Afghanistan. Überhaupt liegt der Iran inmitten von Krisenherden. Wie kommt Ihr Land mit der turbulenten Nachbarschaft zurecht?**

Wir haben ein gutes Verhältnis zu der Regierung in Kabul und kooperieren eng im Kampf gegen die Taliban. Wir zählen zu ihren grössten Feinden. Die Regierung in Afghanistan muss stabilisiert werden. Das wichtigste bilaterale Thema sind in der Tat die Drogen, welche auf dem Landweg durch unser Land geschmuggelt werden und viele unserer Bürger ins Verderben treiben. Viele unserer Grenzpolizisten wurden im Kampf gegen die Drogenhändler getötet. Ich habe den Eindruck, dass die Alliierten in Afghanistan den Kampf nicht ernsthaft führen.

**Obama hat Afghanistan zu seinem Krieg erklärt und schickt mehr Truppen. Und Sie sagen, es fehle ihm an Ernsthaftigkeit?**

In Europa gibt es 500 Millionen Mobiltelefone. Jedes einzelne kann man lokalisieren. Die Taliban haben nur 700 Satellitenmobiltelefone. Trotzdem bewegen sie sich wie Fische im Wasser. Seitens der Nato scheint kein echter Wille vorhanden zu sein, die Lage in den Griff zu bekommen.

**Im Irak hat sich mit vereinten Kräften der Amerikaner und Iraker die Lage markant stabilisiert. Spüren Sie das im Iran?**

Glücklicherweise macht die irakische Regierung grosse Fortschritte. Jeden Tag können wir beobachten, wie sie ihre Macht konsolidiert. Die Wahlen Anfang Jahr waren ein grosser Erfolg.

**Jahrzehntelang war Saddam der Erzfeind des Iran. Sein Sturz und die jüngste Stabilisierung müssen für den Iran eine enorme Erleichterung sein.**

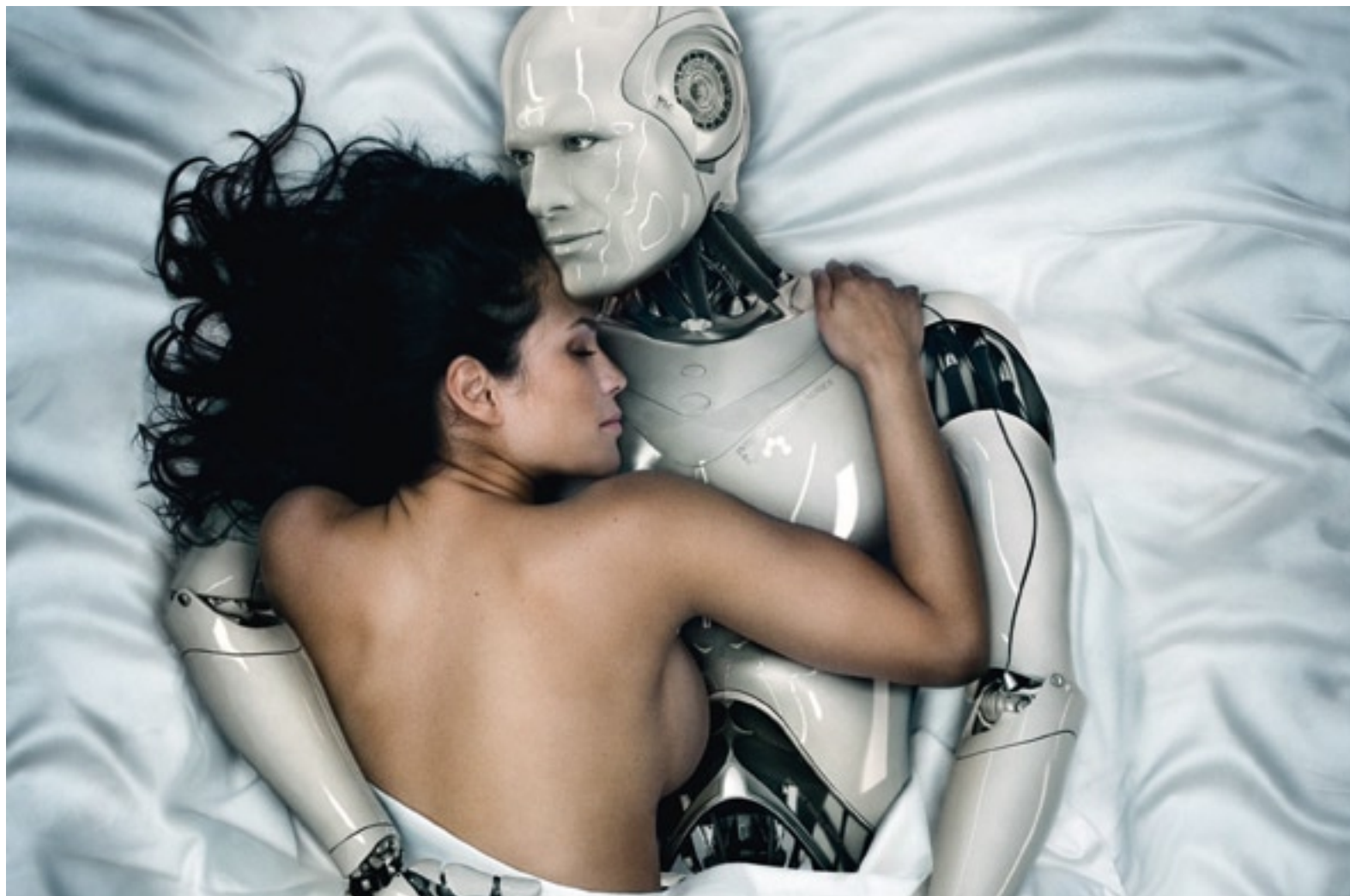
In der Tat. Deshalb sind auch die Vorwürfe absurd, wir würden die Unruhen im Irak schüren. Wir pflegen gute Beziehungen mit den Kurden, den Schiiten und den Sunniten. Im Vergleich zu Saddams Regime ist das ein markanter Fortschritt.

**Dank den Amerikanern?**

Dank Gott.

# Robo sapiens

Im Trainingslabor werden Roboter für den Alltag der Zukunft fit gemacht. Sie erweisen sich als erstaunlich lernfähig und zeigen sogar Gefühle. Forscher sind überzeugt, dass Maschinen bald als Altenpfleger, Butler oder Lehrer arbeiten. *Von Till Hein*



**Noch mehr soziale Kompetenz:** Die ersten Roboter machen bereits Menschen glücklich.

Ein weisses Wesen rennt auf einen Bistrotisch zu, an dem vier Professoren sitzen. Im letzten Moment stoppt Asimo. «Ich serviere nun», piepst er. Dann verschwindet der Roboter hinter einem Vorhang, kommt mit einem Tablett zurück und stellt es vorsichtig auf der Tischplatte ab. «Hier Ihre Bestellung.» Zweimal Tee, einmal Kaffee, ein Orangensaft. Das Publikum im Audimax der Uni Bielefeld jubelt.

Asimo sieht in seinem raumzugangartigen Dress aus wie ein Astronaut. Er ist 1,20 Meter gross, 52 Kilo schwer – und ein Star. An der Börse in New York durfte er die Glocke zur Eröffnung des Aktienhandels läuten. Und im vergangenen Sommer dirigierte er in Detroit ein Sinfonieorchester. «Absolut aufregend!», sagte er nach der Schlussverbeugung. «Das ist ein grossartiges Konzerthaus.»

Entwickelt hat den erstaunlichen Zeitgenossen, dessen Bewegungen das sanfte Surren

von Elektromotoren begleitet, der japanische Honda-Konzern. Rund sechzig Stück wurden bisher produziert. «Händeschütteln, Treppensteigen und einen Fussball kicken ist für Asimo bereits Routine», sagt der Bielefelder Roboterexperte Jochen Steil. «Bei uns wird er noch viel dazulernen.»

## Anmutige Hüftbewegungen

Das Forschungsinstitut Cognition and Robotics (CoR-Lab), das Steil leitet, hat zwei dieser Hightech-Roboter erhalten, als einziges Hochschullabor in Europa. Auch einen Teil der streng geheimen Steuerungssoftware haben die Japaner offengelegt. Sie hoffen, dass Asimo sich im CoR-Lab, einer Art Trainingscamp für Roboter, noch mehr Flexibilität und soziale Kompetenz aneignet.

Weltweit sind bereits mehr als 6,5 Millionen Roboter im Einsatz. Der Grossteil verrichtet,

ohne zu murren, in Fertigungshallen der Auto- und Maschinenindustrie tagein, tagaus dieselben Handgriffe; die ersten Maschinenmenschen aber drängen in die Alltagswelt und wollen uns dort zur Hand gehen. Das Marktpotenzial ist riesig. «Unser klares Ziel ist die Interaktion zwischen Mensch und Roboter», sagt Steil, ein Mittvierziger mit Dreitagebart. «Aber vorerst müssen wir noch einige Hürden meistern.» Das Hauptproblem: Die Kabinettstücke, die Asimo bei seinen Auftritten zeigt, sind im Voraus programmiert. Er führt sie rein mechanisch aus, kann nicht spontan reagieren. Im realen Leben wäre das gefährlich: Wenn in einem Restaurant Feuer ausbräche, würde der aufs Kellnern programmierte Asimo stur weiterservieren – und fliehenden Gästen den Weg versperren. Bis der Akku leer ist.

«Roboter müssen lernen, sich selbständig an unterschiedliche Situationen anzupassen»,

sagt Steil. Dazu absolvieren sie ein Trainingsprogramm: Asimo & Co. sollen auf ähnliche Weise lernen wie menschliche Babys, durch Beobachten und Ausprobieren. Für «humanoide Roboter» sei das der Königsweg zu mehr Merkfähigkeit, Körpergefühl, Eloquenz und Einfühlungsvermögen, sagt Steil. Menschlicher werden, lautet das Ziel.

Heute wird im CoR-Lab keine einstudierte Show gezeigt. Die Forscher gestatten einen Einblick in Asimos Alltag im Trainingscamp. Drei Techniker überwachen die Funktionen seines künstlichen Leibs: Körpertemperatur, Energieverbrauch, Gleichgewichtsstatus, Geschwindigkeit. Den Vorturner gibt der Informatiker Matthias Rolf. Während der letzten Lektionen hat er Asimo gezeigt, wie man mit den Armen kreist. Keine leichte Aufgabe für den Roboter, denn er ist in den Schultergelenken etwas steif. Rolf hatte dennoch Erfolg: Asimo setzt den gesamten Körper ein, um die Rotation auszuführen. Er bewegt seine Arme nicht isoliert, sondern führt die Bewegung geradezu anmutig aus der Hüfte aus.

Doch Robotertrainer Rolf will mehr. «Asimo soll sein Können selbständig auf neue Aufgabenstellungen übertragen.» Mit einem Stift zeichnet Rolf ein Haus in die Luft. Langsam, aber präzise macht der Roboter die Bewegung nach. «Dabei wurde er nie aufs Häuserzeichen programmiert», sagt der Forscher triumphierend. Asimo habe die beim Armkreisen gesammelten Erfahrungen angewendet, analysiert, was er bei der neuen Aufgabenstellung anders machen müsse – und danach gehandelt. Neurowissenschaftler gehen davon aus, dass sich Menschen auf ähnliche Weise neue Bewegungsmuster aneignen.

Mittlerweile beschäftigen sich an der Universität Bielefeld rund 250 Forscher mit Robotern: Psychologen, Neurowissenschaftler, Ingenieure, Informatiker, Verhaltensforscher, Linguisten und Sportwissenschaftler. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat umgerechnet 50 Millionen Schweizer Franken zugesprochen. Künstliche neuronale Netze, dem menschlichen Gehirn nachempfunden, ermöglichen es Asimo, komplexe Bewegungsabläufe zu meistern – und das Wissen darüber zu speichern. Lernfähig macht ihn eine raffinierte Software-Architektur mit Teilprogrammen für Steuerungsprozesse, Speichermodule, Sensorkomponenten. In Asimos Computergehirn werden Gedächtnisfunktionen und die über Kameras, Mikrofone und Dutzende von Sensoren eingefangenen Sinneseindrücke miteinander verschaltet.

Gerne arbeiten die Forscher auch mit Barthoc, der ein paar Zimmer weiter auf einem Labortisch sitzt. Sein Rumpf ist steif wie ein Brett. Das Gesicht aber besteht aus einer Latexmaske, der diverse Motoren ein eindrückliches Mienenspiel erlauben. Barthoc reagiert auf menschliche Stimmlagen: Erzählt man ihm



«Absolut aufregend»: Star-Roboter Asimo (l.).



Feinmotorische Mimik: Barthoc.



Bis der Akku leer ist: Roboterdackel Aibo.

eine Gruselgeschichte, reißt er an den richtigen Stellen entsetzt die Augen auf. Und wenn am Ende alles gut ausgeht, lächelt er. Versuchspersonen, die ihm «Rotkäppchen» vorlasen, glaubten, dass der Roboter alles verstanden habe. Inzwischen kann er Emotionen auch am Gesichtsausdruck erkennen und die eigene Mimik anpassen.

Auf die Frage nach der Intelligenz seiner Schüler antwortet Steil ausweichend. «Wie Ihnen bekannt ist, chatten manche elektronische Sprachsysteme im Internet mit realen Personen», holt er aus. Sie sind darauf programmiert, auf bestimmte Kennwörter und Redewendungen zu reagieren. Ziel ist es, dass der Konversationspartner nicht mehr abschätzen kann, ob er sich mit einem Menschen oder einer Maschine unterhält. «Dann wirkt die Maschine intelligent – und ich denke, sie ist es in gewissem Sinne auch.»

Der Zürcher Roboterspezialist Rolf Pfeifer schätzt Steils pragmatischen Zugang. «Allerdings hat es sich bisher als relativ einfach erwiesen, intelligente Chat-Programme zu bauen oder Schachcomputer, die den Weltmeister schlagen», sagt der Wissenschaftler. Haarig werde es jedoch bei Robotern, die gehen sollen, ohne umzufallen. Pfeifer, Leiter des Labors für künstliche Intelligenz am Institut für Informatik der Uni Zürich, erstaunt das nicht. «Unsere Experimente zeigen, dass Intelligenz nicht einfach etwas ist, das sich primär im Kopf abspielt», erklärt er. Sie sei vielmehr «auf den gesamten Organismus verteilt». Sowohl beim Homo als auch beim Robo sapiens.

In Pfeifers Labor tummeln sich schwimmende, hüpfende, krabbelnde Kreaturen aus Metall, Kunststoff, Sensoren und Motoren. Nicht alle sehen nach Hightech aus, manche eher nach Bastelhört. Pfeifer will herausfinden, auf welche Weise der Körper das Denken beeinflusst – und wie ein Roboter gebaut sein muss, um mit minimalem Aufwand Spitzenleistungen zu erbringen. Die Experimente der CoR-Lab-Forscher in Bielefeld begleitet er als Sachverständiger im Rahmen des Exzellenzclusters «Cognitive Interaction Technology». Grundsätzlich seien die Kollegen «auf dem richtigen Weg», sagt er. Den Hightech-Roboter Asimo hält Pfeifer aber, bei allem Respekt, für «kopflastig». Er spielt auf die komplexe Steuerungsinformatik an, für die Honda sehr viel Energie verwendet hat. Die Physis des Spitzenroboters sei «für die dynamische Fortbewegung eher ungeeignet». Man könnte mit viel weniger Rechenaufwand auskommen.

Gerade der Mensch – an dem sich humanoide Roboter orientieren – sei eine «Billigkonstruktion»: Viele unserer Bewegungen laufen weitgehend selbstgesteuert ab. «Wenn ich zum Beispiel die Handfläche drehe, dann sorgt ein Federmechanismus aus Muskulatur und Sehnen dafür, dass sie sich wieder zurückdreht.» Der Körper übernimmt die Kontrolle,

«und eine Denkleistung ist dafür nicht nötig». Ein schlechtkonstruierter Gehroboter müsse jeden Schritt planen. Ein clever gebauter dagegen gerate nicht aus dem Gleichgewicht – und brauche weniger Rechenleistung und Energie. Oft genüge statt komplexer Elektronik das Ausnutzen schlichter Physik, sagt Pfeifer.

In Bielefeld werden gezielt Begegnungen zwischen Mensch und Maschine inszeniert. Steil lädt zum Beispiel regelmässig Primarschüler ins Labor ein und lässt Psychologen beobachten, wie sie auf Asimo reagieren. Schon während der Entwicklung des Roboters machte Honda ähnliche Tests. Dabei zeigte sich, dass die meisten Leute mit Robotern wie mit Kleinkindern sprechen. Und so statteten die Informatiker Asimo mit einer Piepsstimme aus.

Asimo hat einiges gelernt. Rempelt man ihn an, vollführt er schwankende Bewegungen. Auch gesellschaftsfähig ist er geworden, geht nicht einfach durch die Wand oder einen menschlichen Körper. Nur in Räumen, die er nicht kennt, ist er hilflos. Einen Ausgang findet er nicht. Vielleicht kann ihm Biron helfen, ein weiterer Roboter im Trainingscamp. Er sieht aus wie ein Stehpult mit Rädern. Anstelle eines Brustkorbs hat er einen Monitor und auf Augenhöhe eine bewegliche Kamera. «Von der Physis her ist Biron noch zu schwach», sagt sein Trainer Sven Wachsmuth. Sein Ärmchen kann nur 150 Gramm Gewicht tragen, gerade mal einen Apfel. Dafür merkt Biron sich Gesichter und begrüsst Bekannte mit Namen. «Wirklich faszinierend ist aber, wie schnell er sich in neuen Wohnungen zurechtfindet», sagt Wachsmuth. Zeigt man Biron ein Domizil, legt er sich einen digitalen Grundriss an und findet Küche oder Bad wieder.

### Müllmänner ohne Rückenschmerzen

Einer der Wissenschaftler, die an der Entwicklung der Navigationssoftware für das Orientierungsgenie beteiligt waren, ist Professor Roland Siegwart vom Institut für Robotik und Intelligente Systeme der ETH Zürich. Inzwischen forscht er an Biron-ähnlichen Service Robotern aller Art. Sie sollen etwa Büroangestellte am Platz bedienen, ähnlich wie das Minibar-Wägeli im Zug, nur ohne menschlichen Kellner. «Unser Testroboter hat bereits gelernt, was die Menschen wann tun – und kann dadurch automatisch den optimalen Service zur richtigen Zeit anbieten», erzählt Siegwart stolz. Stundenlang liess er Studenten Büroangestellte mimen und den Roboter nach ritualisierten Zeitplänen üben. Bald merkte die Maschine: Es gibt Zeiten, in denen es ruhig zugeht und man Platz hat, um zu servieren. Morgens um neun hingegen und abends gegen siebzehn Uhr ist ein einziges Geläuf. Da bleibt man besser in der Ecke stehen. Schon aus Selbstschutz.

Die Bielefelder CoR-Lab-Wissenschaftler träumen davon, die Fähigkeiten von Asimo,



Heuler für Senioren: Kuschelroboter Paro.

Biron und Barthoc zu einem einzigen Superroboter zu vereinen. Durch Software-Engineering funktioniere das bereits in Ansätzen, sagt Steil. Vielleicht werden die drei Elektrojungs auch eines Tages zusammen agieren und direkt voneinander lernen.

Die Firma Toyota jedenfalls will die Entwicklung von Robotern bald ins Kerngeschäft aufnehmen. Ein Grund dafür ist die demografische Entwicklung: 2050 werden zwei von fünf Japanern älter als 65 Jahre sein. Menschen können den Pflegebedarf dann kaum mehr decken. In Europa sieht es ähnlich aus. Routine-tätigkeiten in Kliniken oder Altersheimen wie Bettenmachen und Medikamenteverteilen kann sich der Bielefelder Forscher Wachsmuth als Roboteraufgaben vorstellen. Längerfristig will er das Orientierungstalent Biron zum «idealen Mitbewohner» für Berufstätige machen. «Eines Tages wird man ihn anrufen und bitten, dass er mal nachsieht, ob noch eine Pizza im Kühlfach ist.» Und verspäte man sich, könne Biron den Gästen schon mal einen Kaffee servieren.

Hausdiener, Kofferträger, Museums-Guide, Krankenpfleger – die potenziellen Arbeitsfelder für intelligente Roboter sind zahlreich. Im schwedischen Örebro arbeiten erste bereits als Müllmänner. Vorteile der Roboter: Sie kennen keine Rückenschmerzen und sind auch mit wenig angesehenen Jobs zufrieden. Nachteile: Patienten oder Heimbewohner könnten Roboter als Zumutung empfinden. Möchte man zumindest meinen. Forschungsergebnisse aus den USA weisen indes in eine andere Richtung. William Banks, Mediziner von der Saint Louis University, liess ein Drittel der Bewohner eines Altersheims regelmässig mit einem Hund spielen, ein weiteres Drittel erhielt Besuch vom Roboterhund Aibo. Die dritte Gruppe hatte weder mit einem echten noch einem unechten Hund Kontakt. Nach zwei Monaten waren die

Personen aus den ersten beiden Gruppen deutlich zufriedener und gelöster als jene ohne Tierbesuche. Ob echter oder künstlicher Vierbeiner machte keinen Unterschied.

Derzeit sorgt ein Heuler aus Japan für Furore: die Roboter-Kuschelrobbe Paro. Sie hat hübsche Kulleraugen, und unter ihrem flauschigen Pelz verbergen sich Drucksensoren. Paro bittet um Zuwendung und zeigt Freude, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Seit drei Jahren arbeitet die Robo-Robbe in Japan und den USA in Altersheimen und Spitälern. Besonders Demenzkranke bekommen durch den Kontakt wieder Lebensfreude, berichten Pfleger. Inzwischen haben auch Seniorenheime in Dänemark, Schweden und Deutschland dieses Roboter-Tamagotchi angeschafft.

In Japan tauchen Roboter allerorten auf: In einer Boutique arbeitet eine Maschinendame als Model, in Tanzschulen unterrichten Roboter Tango. Und auf dem Zentralfriedhof von Yokohama hält ein Roboterpriester jeden Morgen buddhistische Gedenkgottesdienste.

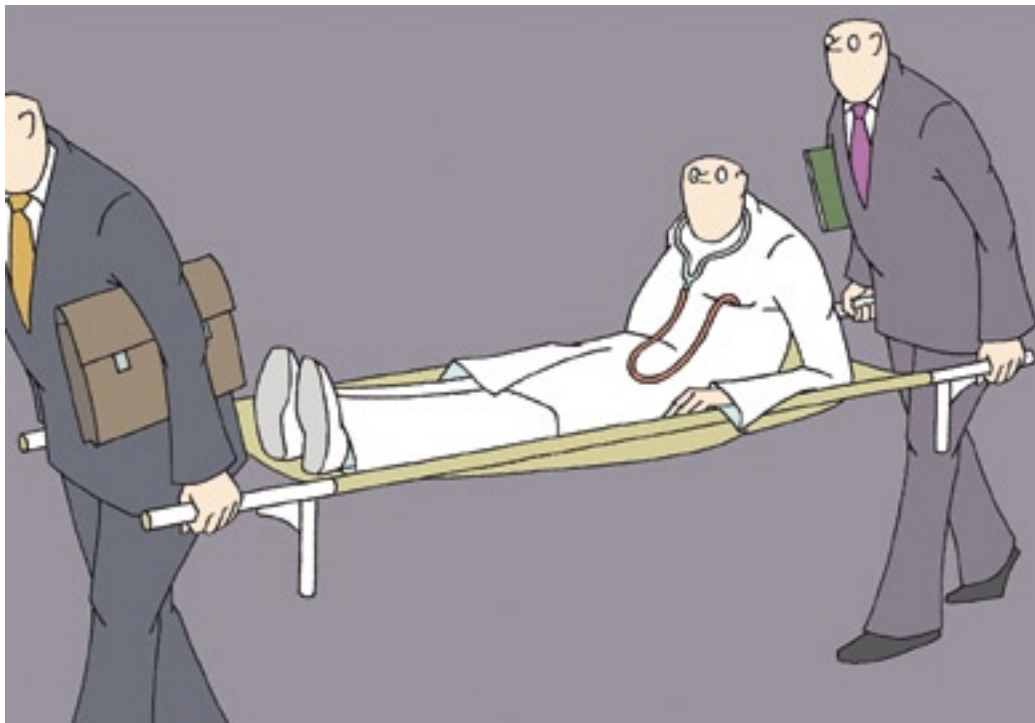
In etwa fünfzehn Jahren wird es auch bei uns flexible, humanoide Roboter zu kaufen geben, davon ist der Leiter des Bielefelder CoR-Labs, Jochen Steil, überzeugt. «Intelligente Roboter werden unser Leben stärker verändern als einst das Automobil», sagt Steil. Hiroshi Ishiguro, Professor für Künstliche-Intelligenz- und Roboterforschung an der Universität Osaka, glaubt sogar, dass Menschen sich in Maschinen verlieben, ja, «dass Menschen in absehbarer Zeit mit Robotern Sex haben werden». Auch David Levy, selbsternannter Experte für Robophilie, prognostiziert in seinem Buch «Love and Sex with Robots», dass Roboter uns «Sexpraktiken lehren werden, von denen wir bisher nicht einmal ahnten, dass es sie gibt». Fantasterei? Nicht unbedingt. Wie so oft erweist sich die Porno-Industrie als *early adaptor*: Schon werden die ersten Roboter-Sexpuppen aus Silikon für rund 10 000 Franken verkauft: Diese «First Androids» beherrschen zwar erst einige Mund- und Beckenbewegungen, die Kundschaft scheint das aber zu befriedigen. Vor allem seien sie praktisch, erklärt der Hersteller: «Nach Gebrauch einfach unter warmem Wasser abspülen.»

Wahre Liebe zwischen Mensch und Maschine? Immerhin: Roboter wie Barthoc aus Bielefeld erkennen bereits Emotionen und reagieren adäquat darauf. Die Forscher sind überzeugt, dass er noch einfühlsamer wird. Werden Roboter aber eines Tages wirkliche Gefühle haben? «Jetzt wird es philosophisch», sagt CoR-Lab-Chef Steil und zieht eine Augenbraue hoch. «Woher wissen Sie eigentlich, dass Menschen tatsächlich Emotionen haben? Vielleicht tun wir ja auch nur so, als ob.»

Die Rezension der neuen Folge der Roboter-Saga «Terminator» auf Seite 62.

# Scheinheilige Klagen

Wer zum Arzt geht, muss damit rechnen, dass er alles selbst bezahlt. Sechs radikale Vorschläge, die das Gesundheitssystem heilen würden. Von Beda M. Stadler und Miroslav Barták (Illustration)



*Nicht für jedes Bobo kommt die Allgemeinheit auf:* der Arzt im Gewissens-Clinch.

Der Gipfel der Scheinheiligkeit ist erreicht, wenn Politiker über die steigenden Gesundheitskosten schockiert sind. Wem verdanken wir eigentlich dieses Machwerk? Hier ein Denkanstoss, wie man in sechs Schritten zu einem gesunden «Krankheitssystem» kommen könnte. Ein Rezept für Politiker, die nicht mehr gewählt werden wollen.

1 — Wir brauchen einen neuen Verfassungsartikel: Der Bund wird beauftragt, zwischen einem Gesundheits- und einem Krankheitssystem zu unterscheiden. Das Krankheitssystem basiert auf Solidarität und wird Aufgabe des Bundes. Das Gesundheitssystem ist Eigenverantwortung und gehört auf den freien Markt.

2 — Da bis anhin es niemand geschafft hat, Gesundheit zu definieren, sollte die FMH dazu verknurrt werden, Krankheit zu definieren. In unserem Tierschutzgesetz gibt es längst vier Schweregrade für Angst, Schrecken, Leid oder Schmerzen, die einem Tier zugefügt werden. Da geht das auch für uns. Krankheiten, die schwere chirurgische Eingriffe, Antibiotika, potente Schmerzmittel und dergleichen benötigen, sind in Schweregrad vier. Der Bienenstich, die Erkältung, Unpässlichkeiten und das meiste, was man früher mit Hausmittelchen bekämpfte, sind in Schweregrad eins. Auch was in Schweregrad zwei und drei kommt, darf man getrost dieser Standesorganisation überlassen. Sie defi-

nieren schliesslich nicht für die Ewigkeit, sondern aufgrund des derzeitigen Wissensstands für einen Appendix in der Verordnung.

3 — Die neue Grundversorgung wird zur staatlichen Einheitskasse. Allerdings muss die alte Grundversorgung entschlackt werden. Ein Grossteil der heutigen ambulanten Medizin sollte hinausgeworfen werden. Alles, was Schweregrad eins und zwei ist, kommt in das neue Gesundheitssystem. Jeder, der in Zukunft zum Arzt geht, weiss, dass er allenfalls zum Geldbeutel greifen muss. Der Arzt wird verbindliche Richtlinien zu den Schweregraden haben.

4 — Das Gesundheitssystem umfasst somit alles, was nicht in der staatlichen Grundversorgung ist. Die heutigen Krankenkassen werden zu Gesundheitskassen. Dort kann der Markt spielen, dort sich versichern, wer will, zu jedem Preis und für jeden Luxus. Die Rolle des Staates wird auf ein Minimum zurückgeschraubt. Die ärgerlichen Kindermädchenallüren des Staates im Zusammenhang mit den Passivrauchern, den Dicken, den Dopingsündern und jenen, die ewig leben wollen, würden gebremst. Das Gesundheitssystem wird zu einem neuen Anreizsystem. Jeder darf hier eigenverantwortlich tun und lassen, was er will. Arzt und Patient profitieren, so wie wir das vom Zahnarzt kennen.

5 — In der Verordnung definieren wir einen Medikamenten- und Therapiekatalog. Dieser zählt

jene Medikamente und Therapien auf, die im Rahmen der Grundversorgung abgegeben werden. Für Medikamente, die im freien Gesundheitssystem zu beziehen sind, wird die Rezeptpflicht neu überdacht. Wer bezahlt, erhält die Illusion, gesund sterben zu können. Die Drogerien werden zu Regalen beim Grossverteiler. Die Apotheken sind mehrheitlich Internetshops, bei denen der Arzt Rezeptpflichtiges für den Patienten bestellt, oder es sind rezeptfreie Einkaufsparadiese für die Patienten. Das Problem der Komplementärmedizin regelt sich hier von alleine. Plazebo forte, wenn es Trost spendet, ist eine Marktnische des Gesundheitssystems. Bäderkuren, Anti-Aging und Wellnessprodukte sind auf dem freien Markt, genauso wie sich nur wenige Ferrari oder Château Mouton Rothschild leisten können. Die Präventivmediziner haben freie Hand für jegliche Art der Heilsversprechung. Den Staat geht so was nichts an.

6 — Zum Schluss die Knacknuss: Wir brauchen ein Bekenntnis zur Rationierung. Mit den WZW-Kriterien (Wirksamkeit, Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit) des KVG-Artikels 32 wird festgelegt, wo und wann Ausnahmen im Medikamenten- und Therapiekatalog gemacht werden. Dies nimmt den Arzt aus dem Gewissens-Clinch. Der Krankheitsschweregrad macht es dem Arzt einfach, dem Patienten zu erklären, dass für sein Bobo die Allgemeinheit nicht aufkommt. Im Rahmen des Gesundheitssystems steht jedem trotzdem, aber auf eigene Rechnung, eine Palette von Therapiemöglichkeiten zur Verfügung. Eine plausible Ausnahmeregelung wird für ältere Menschen gelten. Es darf wieder würdevoll gestorben werden. Kein Spital sollte in einen Gewissenskonflikt kommen, falls einer mit neunzig eine Chemotherapie will. Die Anzahl der Spitäler muss ohnehin reduziert werden, damit die Grundpauschale aus der Grundversicherung kostendeckend gestaltet werden kann. Wer Hotelbetrieb und Streichel-einheiten will, kauft dies über seine Gesundheitsversicherung in der Privatabteilung.

Was darf man nach diesen sechs Schritten erhoffen? Bei den Patienten wird eine Mentalitätsänderung eintreten. Die klaren Regeln des Krankheitssystems verhindern die Selbstbedienung und Ausbeutung. Endlich kein Geschwafel mehr über freien Markt in einem Bereich, wo Solidarität verlangt ist, also echte Philanthropie. Wer sich an kranken Leuten bereichern will, muss dies im Rahmen des Gesundheitssystems tun. Sollte in der Schweiz wider alle Erwartungen ein Schlaraffenland entstehen, könnten die WZW-Regeln angepasst werden. Natürlich ist das Ganze ein Zweiklassensystem, wie bei den SBB. Wer sich darüber aufregt, sollte sich im Klaren sein, dass unsere Krankenkassen schon längst ein solches System eingeführt haben, bei dem die erste Klasse die zweite finanziert.

**Beda M. Stadler** ist Professor für Immunologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Bern.

# Wenn die Wunder nicht aufhören

Er entkam Jaguaren und Krokodilen, erklimmte Vulkane und schluckte im Selbstversuch das Pfeilgift Curare. Alexander von Humboldt scheute bei seiner Expedition durch Südamerika keine Gefahr. Vor 150 Jahren starb einer der grössten Abenteurer der Welt. *Von Thomas Häusler*



*Die Vermessung der Welt:* Forscher Humboldt (links) und Bonpland. Gemälde von Eduard Ender 1870.

Am 16. Juli 1799 taucht vor dem südamerikanischen Küstenort Cumaná eine spanische Fregatte auf; an Bord auf den Fiebertod kranke Passagiere. Einer aber ist gesund. Nach wochenlanger Überfahrt von Europa her eilt er an den von Palmen gesäumten Strand – und steckt ein Thermometer in den Sand. Es zeigt 37 Grad Celsius. Es ist der Auftakt zu einer der berühmtesten Reisen der Geschichte und zu einem grossen Missverständnis, das sich bis heute hält. Alexander von Humboldt gilt als der pingelige, manische Vermesser: kaum einen Blick für die Schönheit der Natur, bloss die buchhalterische Datenerhebung im Sinn. Ein Vorurteil, das Daniel Kehlmann in seinem Bestseller «Die Vermessung der Welt» süffig zementierte. Dabei war Alexander von Humboldt einer der grössten Abenteurer der Welt.

Fünf Jahre lang erkundet Humboldt mit seinem Kompagnon Aimé Bonpland den mücken-

verseuchten Dschungel des Orinoko, erklimmt eisige Andengipfel und steigt in knochengefüllte Höhlen herab. Es ist die Erfüllung eines Traums: «Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher; in den ersten Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen anderen zu ergreifen. Bonpland versichert, dass er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören», schreibt er an seinen Bruder Wilhelm in Berlin.

## Sehnsucht nach den Tropen

Alexander von Humboldt, Kosmopolit und Republikaner aus dem stockmonarchistischen Preussen, ist einer der berühmtesten Forschungsreisenden und gilt als der letzte Universalgelehrte. Er begründete viele Wissenschaftsdisziplinen und inspirierte Forscher wie den Entdecker der Evolution, Charles Dar-

win. Trotz wegweisender Detailarbeit suchte er stets die Übersicht, das Ganze, den Kosmos.

Der Sohn eines Offiziers wächst im Schloss Tegel bei Berlin auf, «einer kleinen, geistig verödeten, überhämischen Stadt», wie er später spottet. Tegel ist für ihn «Schloss Langweil», wo er mit altgriechischer Grammatik «gemissandelt» wird. Der Vater stirbt früh. Die Mutter will aus ihm einen Staatsdiener machen; Alexander studiert Kameralistik, Staatswirtschaftslehre. In Göttingen, einem Hort der Aufklärung, lernt er Georg Forster kennen. Der war mit James Cook gesegelt und hatte mit seinem Buch «Reise um die Welt» beim europäischen Publikum eine Südseetrunkenheit ausgelöst. Bei Humboldt steigert sie sich zum Rausch. Er will nur noch weg.

Mit Forster reicht es für eine Reise an den Rhein und nach England. Hier bricht die Krise aus, Alexander ist in Tränen, die «Melancho-

lie» überkommt ihn. Da ist Alexander zwanzig, und noch dauert es zehn Jahre bis Cumaná. In dieser Zeit studiert er Bergbau, macht eine Blitzkarriere im Staatsdienst, erfindet technisches Gerät und verfasst wissenschaftliche Studien. Die «Sehnsucht nach der Tropenwelt» aber bleibt ungestillt.

Da stirbt seine Mutter. Humboldt erbt ein Landgut, verkauft es und tritt aus dem Staatsdienst aus. Doch vieles stellt sich ihm in den Weg: Krankheit möglicher Reisegefährten, die napoleonischen Kriege. Humboldt lernt den Naturforscher Bonpland kennen und will mit ihm nach Nordafrika. Auch dies verhindern politische Wirren. Sie gehen nach Spanien und schaffen das Unglaubliche: Der König erlaubt ihnen als ersten ausländischen Forschern, die Kolonien der Neuen Welt zu bereisen. «Ich werde Pflanzen und Tiere sammeln, geographische Längen und Breiten bestimmen, Berge messen», schreibt er euphorisch nach Berlin.

Im Juni 1799 schlüpft die Fregatte «Pizarro» mit Humboldt und Bonpland an Bord durch die Seeblockade der Engländer. Auf dem Weg nach Südamerika liegt Teneriffa, wo Humboldt den 3718 Meter hohen Pico del Teide besteigt. Dabei registriert er alle 180 Meter eine Temperaturabnahme um ein Grad Celsius und kartiert sorgsam die Vegetation. Oben, im Krater des Vulkans, «brannten Schwefeldämpfe Löcher in unsere Kleider». Humboldt verschliesst Proben des Vulkanbrodems in Flaschen, um sie später zu untersuchen. Endlich kann er diesem «ewigen Treiben in mir (als wären es 10 000 Säue)» nachgeben.

Einen Monat später landen sie in Südamerika. Die beiden Forscher sammeln Tiere und Pflanzen am Fluss Manzanares, sitzen des Abends auf Stühlen im kühlenden Fluss und lauschen Erzählungen der Indianer über riesige Hundertfüsser. Doch sie träumen vom Orinoko, dem mächtigen Strom im Innern. Auf dem Weg dorthin machen sie in Caracas Zwischenstation. Humboldt, Sympathisant der Französischen Revolution, besucht dort einige Freiheitskämpfer im Kerker, die einen Aufstand gegen die Kolonialmacht gewagt hatten, und das, obwohl seine Reise ganz vom Wohlwollen des spanischen Königs abhängt.

Nach Caracas zieht sein Tross durch die Llanos, eine Ebene von der Grösse Frankreichs. Man berichtet ihm von den *tembladores*, elektrischen Aalen, die man in den eintrocknenden Flüssen fangen kann. Indianer treiben für ihn Pferde in die Tümpel. Das jagt die Aale aus dem Schlamm, und sie wehren sich mit 500-Volt-Schlägen. Ein Kampf auf Leben und Tod. Als die Fische endlich erschöpft sind, untersuchen Humboldt und Bonpland deren Anatomie und testen die elektrische Wirkung an sich selbst.

Humboldt ist immer mit vollem Körpereinsatz dabei. Am Orinoko schluckt er das tödliche Pfeilgift Curare, weil er zeigen will, dass es nur im Blut tödlich wirkt: «Gefahr ist keine

dabei, wenn man nur sicher ist, dass man an den Lippen oder am Zahnfleisch nicht blutet. Angenehm bitter» schmecke es. Bei Bergbesteigungen erkundet er die Symptome der Höhenkrankheit: Das Zahnfleisch und die Lippen beginnen zu bluten, die Augen sind blutunterlaufen, der Magen schmerzt. Brechreiz. Schwindel.



**Gipfelsturm:** Gemälde von Humboldt 1810.

Dieser preussische Reisende ist zweifellos ein harter Hund. Und er kokettiert damit. Humboldt schildert seine Abenteuer in Briefen nach Hause, erzählt vom Zusammentreffen mit dem «tigre» – eigentlich dem Jaguar – und Krokodilen und betreibt damit Werbung für seine Reise. Seine Adressaten streuen die Nachrichten, und Humboldt wird zum Star in den Salons von Paris und Berlin, lange bevor er nach Europa zurückkehrt.

Am 27. März 1800 treffen Humboldt und Bonpland am Apure ein, einem Nebenfluss des Orinoko. Man chartert ein Segelkanu: «Wir haben im Schiff eine ganz erträgliche Existenz. Die Indianer, ganz nackt, lustig nach Schiffsvolks Sitte. Machen sehr wunderbare indianische Spässchen, schlagen sich beim Rudern mit einer Hand den Hintern. Burlesk und obszön zugleich.» Von nun an hören die Wunder nicht auf. Krokodile lauern auf Capybaras, Wasserschweine. Nachts tönen die Schreie des Dschungels ans Lagerfeuer. Auf dem Boot versammelt sich nach und nach eine Menagerie, lebende Äffchen, Tukane. Man isst Leguan und beobachtet Flussdelfine.

Humboldt kartiert und vermisst den Fluss mit all seinen Instrumenten, die zum Besten gehören, was es damals zu kaufen gibt. Er analysiert die Indianersprachen und scheut sich nicht, Totenschädel aus Grabhöhlen mitzunehmen. Die Forscher haben endlich den abgelegensten Teil des Orinoko erreicht, hier sind Missionare die einzigen Weissen im endlosen Urwald. Sie rauben Kinder aus den Indianerdörfern, um sie christlich aufzuziehen. Humboldt ist empört und verurteilt das Unrecht in seinem offiziellen Bericht.

Das Abenteuer wird zur Qual. Sie müssen durch Wolken von Moskitos paddeln. «Nie

hatten wir so angeschwollene Gesichter und Hände», notiert Humboldt. Zum Schlafen graben sich die Reisenden manchmal bis zum Hals ein und hüllen den Kopf in ihre Hemden. Der Lohn dieser Strapazen ist der Triumph der Empirie über die Stubenhocker. Gerüchte besagten nämlich, dass die Flusssysteme des Orinoko und des Amazonas durch eine Querspanne verbunden seien. Unmöglich sei dies, eine «geografische Monstrosität», waren sich die damaligen Naturphilosophen an ihren Schreibtischen sicher. Humboldt aber befährt diesen Kanal und beweist damit das Gegenteil. «Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung der Leute, die die Welt nie angeschaut haben», spöttelt er.

Nach der Rückkehr aus der Mückenhölle reist Humboldt über Kuba zur nordkolumbianischen Küste weiter. Von dort aus geht es in die Anden, wo er den Chimborazo besteigt. Damals denkt man, dies sei der höchste Berg der Welt. Wegen einer Spalte unterhalb der 6300-Meter-Spitze muss Humboldt umdrehen – trotzdem macht ihn der Gipfelsturm in Gehrock und Lederstiefeln vollends weltberühmt. Sein Tross umfasst mittlerweile 20 Lasttiere mit Kisten voller Sammelgut.

### Der Vorleser des Königs

Über Mexiko und die neugegründeten USA kehrt Humboldt 1804 als einer der bekanntesten Wissenschaftler der Welt nach Europa zurück. Er ist 35 Jahre alt. So lange wie möglich widersteht der Herzensrepublikaner den Bitten des preussischen Königs und lebt in Paris, wo er seine Schätze auswertet. Den Reisebericht publiziert er auf Französisch: ein Bestseller. Die jahrelange Aufarbeitung seiner Daten, die teuren Publikationen aber erschöpfen sein Vermögen. So muss der Republikaner 1826 zurück in die «moralische Sandwüste» von Berlin. Da bezieht er ein Gehalt vom preussischen Königshof, für das er abends der Herrscherfamilie vorlesen muss. An der Universität hält er Vorlesungen über den «Kosmos» – sein Versuch, das Zusammenwirken aller Naturkräfte zu beschreiben. Der Saal ist stets überfüllt.

Zwanzig Jahre später baut das «Fossil», wie er sich selber nennt, diesen Ansatz zu einem grossen Werk aus. Bevor ihn 1859, neunzigjährig, der Tod einholt, breitet er in fünf Bänden aus, was die Wissenschaft seiner Zeit weiss. Das Werk «Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung» wird ein Riesenerfolg, man verehrt seinen Schöpfer als genialen Enzyklopädisten: «Je tiefer man eindringt in das Wesen der Naturkräfte», bringt Humboldt seine Überzeugung auf den Punkt, «desto mehr erkennt man den Zusammenhang von Phänomenen, die lange, vereinzelt und oberflächlich betrachtet, jeglicher Anreihung zu widerstreben schienen.» Jedes Ding in der Natur ist irgendwie mit jedem anderen verbunden – keiner wusste das so gut wie Alexander von Humboldt. ○



# Kleines Abc zur Finanzpleite

Wir schreiben das zweite Jahr der globalen Krise. Zeit für eine selbstkritische Analyse der Zeitenwende. Wie konnte die Blase überhaupt so riesig werden und platzen? Nüchtern betrachtet: Wir haben jeglichen Sinn für Risiken verloren. *Von Kurt Schiltknecht*



*Schwierige Suche nach immer höheren Gewinnen:* Börse in São Paulo, Brasilien.

Die aktuelle Finanzmarktkrise hat verschiedene Ursachen. Die wichtigsten sind die sehr expansive Geldpolitik der amerikanischen Notenbank im Anschluss an die Terroranschläge vom 9/11 und den Börsencrash zu Beginn dieses Jahrhunderts, die Einführung neuer Eigenkapitalvorschriften für die Banken unter dem Stichwort «Basel II» und die Inkompetenz zahlreicher Bankmanager, Verwaltungsräte und Rating-Agenturen. Vor allem aber waren es die Folgen der völlig verfehlten Anreizstrukturen im Finanzbereich, die viele grosse Banken und Versicherungen an den Rand des Ruins trieben.

Hinter den erfolgsabhängigen Entschädigungen stand ursprünglich die Idee, die bei vielen Managern in der Nachkriegszeit zu beobachtende übermässige Risikoaversion abzubauen und die Manager zu einem unternehmerischen Verhalten anzutreiben. Eine zu grosse Risikoabneigung steht einer erfolgreichen und dynamischen Unternehmensentwicklung im Wege. Die geistigen Väter der erfolgsabhängigen Entschädigungen waren sich bewusst, dass solche Entlohnungskonzepte nicht nur die Leistung fördern, sondern auch das Risikoverhalten verändern.

Im Laufe der Zeit geriet der Risikoaspekt in Vergessenheit, dafür wurde immer mehr über Leistungsmotivation gesprochen. In den Ge-

schäftsberichten findet sich selbst in den Ausführungen zur Entschädigungspolitik selten bis gar nie ein Wort über den Einfluss der Anreizstrukturen auf das Risikoverhalten der Manager. Dafür wird mit viel Pathos über die Förderung der Leistungsbereitschaft und über die Schaffung von Mehrwert für die Aktionäre geschrieben. Auch in den Ausführungen über die Risiken und deren Kontrolle, die seit kurzem Bestandteil der Geschäftsberichte sind, fehlen

## Statt über die Risiken wurde mit Pathos über die Motivation zu mehr Leistung gesprochen.

jegliche Hinweise auf die Risiken, die von den Anreizstrukturen ausgehen können.

Nach wie vor schenken die meisten Verwaltungsräte und Manager der Frage zu wenig Beachtung, wie sich Entschädigungen auf die Risikowahrnehmung der Manager und Mitarbeiter auswirken. Beim Auftreten von Verlusten machen Manager oder Verwaltungsräte dafür vor allem exogene Marktprobleme oder das Versagen von Mitarbeitern verantwortlich. Die Möglichkeit, dass die erfolgsabhängigen Managemententschädigungen Prozesse ausgelöst haben könnten, die zu einer Veränderung des Risikoprofils und damit zu den Ver-

lusten geführt haben, steht selten im Fokus der Verwaltungsräte. Dies zeigt auch die Hartnäckigkeit, mit welcher Verwaltungsräte und Bankmanager auch heute noch die Anreizstrukturen im Bankensystem verteidigen.

Bei der Gestaltung der Managemententschädigungen geht es im Wesentlichen um die Frage, wie hervorragende Führungskräfte zu möglichst geringen Kosten gewonnen, gehalten und – wenn notwendig – auch entlassen werden können und wie die Anreize aussehen sollten, damit die Manager jene Entscheidungen treffen, die den Unternehmungswert langfristig mehren. Eine generelle Antwort auf diese Frage gibt es ebenso wenig wie ein allgemeingültiges Rezept für das Vorgehen bei der Gestaltung der Entschädigungen für Manager.

## Falsche Anreize für Sekretärinnen

Wie unberechenbar die Auswirkungen monetärer Anreize sein können, lässt sich mit einem simplen Beispiel illustrieren. Die amerikanische Gesellschaft Lincoln Electric beschloss aufgrund guter Erfahrungen mit Akkordarbeit in der Produktion auch im Sekretariat Performance-Standards einzuführen. Als Grundlage diente die Zahl der Anschläge auf der Schreibmaschine. Lincoln Electric brach die Übung rasch wieder ab, weil sich herausstellte, dass die Sekretärinnen während der Mittagspause neben dem Sandwich-Essen ununterbrochen die gleiche Schreibmaschinentaste betätigten. Eine solche Fehlentwicklung als Folge falsch gewählter Anreizstrukturen ist kein Einzelfall, oder wie ein amerikanischer Professor vor einigen Jahren bereits sagte: «Business history is littered with firms that got what you pay for.»

Man kann über dieses triviale Beispiel lächeln, doch die Erfahrungen im Finanzbereich mit falsch gesetzten Anreizstrukturen unterscheiden sich nur im Ausmass der Verluste. Einerseits macht dieses Beispiel deutlich, dass die Reaktionen der Angestellten auf Leistungsanreize schwierig zu prognostizieren sind. Häufig entsprechen sie nicht den Erwartungen. Andererseits bringt das Beispiel aber auch zum Ausdruck, dass die Interessen der Mitarbeiter sich von denjenigen der Eigentümer einer Unternehmung unterscheiden. Den Angestellten geht es um die Maximierung ihrer Einkünfte, nicht um den langfristigen Wert der Unternehmung. Um diesen seit der Schaffung von Aktiengesellschaften bekannten

Interessenkonflikt zwischen Angestellten und Eigentümern überwinden zu können, wurden in den vergangenen zwanzig Jahren vor allem die Managerlöhne in zunehmendem Masse in irgendeiner Form an die Entwicklung des Aktienkurses gebunden. Davon versprach man sich eine Gleichschaltung der Eigentümer- und Managerinteressen. Die hochgesteckten Erwartungen erfüllten sich nicht. Als speziell problematisch hat sich das Anbinden der Managemententscheidungen an Optionen und Aktien während eines Börsenbooms herausgestellt.

### Droge für Manager

Die Erfahrung zeigt, dass aktienbasierte Entschädigungskonzepte insbesondere in Boomzeiten populär und verbreitet sind. So kam es während des Börsenbooms der 1990er Jahre zu einer eigentlichen Explosion der aktienbasierten Managemententscheidungen. Immer mehr Unternehmungen versprachen sich davon eine starke Vermehrung des Unternehmenswertes. Die Rechnung schien aufzuge-

hen. Die Aktienkurse stiegen rasant an.

Heute weiss man, dass der damalige Höhenflug der Aktienkurse nur zu einem geringeren Teil auf die Managementleistungen zurückzuführen war. Der grösste Teil der Kurssteigerungen ging auf den Rückgang der Risikoprämien auf den Aktienanlagen zurück. Davon profitierten in einem kaum für vorstellbar gehaltenen Ausmass die Manager. Die damit einhergehende Vermögensexpllosion wirkte für viele Manager wie eine Droge. Der Wunsch, die so aufgebauten Vermögen zu bewahren, und die Sucht nach noch höheren Einkünften konnten nur durch einen weiteren Anstieg der Aktienkurse befriedigt werden. Im Falle von überbewerteten Aktien eine kaum lösbare Aufgabe. Um den drohenden Kursverlust zu vermeiden, mussten Quartal für Quartal die (zu) hohen Gewinnerwartungen der Aktienmärkte erfüllt werden. Auf der schwierigen Suche nach immer höheren Gewinnen und von den Bonuszielen geblendet, wurden die Manager unkritischer. Es wurden oft langfristig wenig sinnvolle Akquisitionen getätigt, nur um die

kurzfristigen Wachstumserwartungen des Aktienmarktes zu erfüllen.

Vom Drang nach höheren Gewinnen getrieben, unterschätzten viele Manager bewusst oder unbewusst die Risiken von Geschäften. Teilweise griffen die Manager zu aggressiven Buchhaltungsmethoden, und im Extremfall wurde einfach die Buchhaltung manipuliert. Je länger die Verschleierungsmassnahmen vom Markt nicht erkannt wurden, umso grösser wurde der Druck auf die Manager, mit noch mehr Aktivismus den Aktienkurs hochzuhalten.

Im Hinblick auf eine realistische Zielvorgabe für die Manager und zur Entwicklung des Entschädigungskonzeptes müssen die Verwaltungsräte sich Vorstellungen über das langfristige Gewinnpotenzial ihrer Unternehmung machen. Solche Überlegungen sind aber auch von Bedeutung im Zusammenhang mit der Frage, ob die vom Markt vorgenommene Aktienbewertung realistisch ist. Letztlich dürfen nur einigermaßen fair bewertete Aktien Eingang in die Gestaltung der Managemententscheidungen finden.

## In sechs Schritten: der Weg in die Weltwirtschaftskrise

### 1 — Die expansive Geldpolitik der US-Notenbank

Alan Greenspan, damaliger Chef der amerikanischen Notenbank, überflutet die Wirtschaft nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 und den Kurseinbrüchen mit billigem Geld.



### 2 — Die Krise erreicht das internationale Finanzsystem

Die US-Investmentbank Lehman Brothers erhält keinen staatlichen Rettungsring und bricht zusammen. Am 15. September 2008 kommt es zum weltweiten Sturz an den Börsen.



### 3 — Die Banken gewähren risikoreiche Hypothekarkredite

Angelockt durch billiges Geld und animiert durch Bankberater, kaufen Tausende Amerikaner praktisch ohne Eigenmittel ihr Eigenheim. Im Februar 2007 kommt es zu ersten Zahlungsausfällen.



### 4 — Der Etatismus feiert seine Wiederkunft

Im Spätherbst 2008 pumpen die amerikanischen und auch europäische Regierungen von Deutschland bis Island Milliarden in ihre Finanzindustrie, um einen globalen Kollaps zu verhindern.



### 5 — Alarm der Wall Street und die erste Bank am Ende

Zwei Hedge-Funds der stark in Subprime-Papiere investierten Bear Stearns fahren dramatische Verluste ein. Die praktisch illiquide fünftgrösste US-Investmentbank wird von einem Konkurrenten geschluckt.



### 6 — Die Finanzkrise erreicht die Realwirtschaft

Ende 2008 können die schlingernden amerikanischen Autobauer General Motors, Ford und Chrysler nur durch einen milliardenschweren staatlichen Notkredit gerettet werden.



Das Gewinnpotenzial einer Unternehmung zuverlässig abzuschätzen, ist schwierig. Das zeigt sich auch daran, dass Aktien manchmal über mehrere Jahre hinweg falsch bewertet sein können. Aus Erfahrung weiss man, dass es für ein Unternehmen immer Phasen geben kann, in denen die wirtschaftlichen oder technologischen Rahmenbedingungen überdurchschnittlich schlecht oder günstig sind. Befindet sich ein Unternehmen in einer solchen Situation, so stellen sich für die Verwaltungsräte schwierige Fragen: Welcher Teil des Erfolges oder Misserfolges ist dem Umfeld und welcher Teil dem Management zuzuschreiben? Hat der Aktienmarkt bei der Bewertung der Aktien dem veränderten Umfeld bereits Rechnung getragen, oder sind die Aktien überbewertet? Schätzt ein Verwaltungsrat die Situation falsch ein, können sich daraus schwerwiegende Pro-

Ende des Bankenbooms einzuläuten und die Rückkehr zu normalen Verhältnissen anzukünden. Im Gegenteil, Kreativität zur Schaffung zusätzlicher Kommissions- und Ertragseinnahmen war gefragt. Mit undifferenzierten Bonuszahlungen, die an Umsätze, Kommissionseinnahmen, Marktanteile, das Bilanzsummenwachstum oder an kurzfristige Erträge und Gewinne gebunden waren, wurden die Mitarbeiter zur Steigerung der Erträge motiviert.

#### Nichts gelernt

Vor allem die Schweizer Banken hätten aufgrund ihrer Erfahrungen in den 1990er Jahren die Gefahren von bonusgetriebenen Hypothekarkrediten kennen müssen. Damals wurde im Hinblick auf die Vorherrschaft im schweizerischen Bankensystem bei den drei Gross-

eines Immobilienbooms durch eine Verbriefung der Hypotheken und mit einer Vielzahl komplexer Absicherungstransaktionen auf einem verantwortbaren Niveau gehalten werden könnten.

Der Verlauf der Subprime-Krise ist symptomatisch für bonusgetriebene Geschäfte. In kaum zu übertreffender Klarheit dokumentiert die Krise, was passiert, wenn jemand für das Volumen der generierten Geschäfte entschädigt wird, ohne dass er die Risiken der Geschäfte tragen muss. Die Hypothekarbanken behielten die von den Vermittlern erhaltenen Hypotheken meistens nicht in den eigenen Büchern, sondern gaben sie an die Investmentbanken zur Verbriefung weiter. Diese hatten nach dem Platzen der Dotcom-Blase herausgefunden, dass sich mit dem Verbriefen von Krediten wesentlich mehr Geld verdienen liess als

## Sorglos telefonieren mit den Flatrates von Sunrise.

### Kostenkontrolle gratis dazu.

Bei Sunrise haben Sie Ihre Kosten im Griff. Für Ihr Sunrise Mobilabo können Sie eine Kostenlimite zwischen CHF 50.– und CHF 2 000.– setzen und **jederzeit die aktuellen Kosten per SMS abrufen**. Weitere Infos zu diesem gratis Dienst unter [sunrise.ch/costcontrol](http://sunrise.ch/costcontrol)

**Weitere günstige Angebote im Sunrise center oder unter [sunrise.ch/shop](http://sunrise.ch/shop)**



#### Nokia 6303

12  
Monate

**1.** CHF  
Sunrise flat basic

Exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo **CHF 398.–**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit LED-Blitzlicht
- TFT-Display mit 16,7 Mio. Farben
- Triband, EDGE, GPRS, Bluetooth

Die Abogebühr mit Handyangebot beträgt bei Sunrise flat basic CHF 25.–/Mt., bei Sunrise

bleme ergeben. Dies illustriert die gegenwärtige Bankenkrise eindrücklich. Die 1990er Jahre waren für den Bankenbereich eine wahre Goldgrube. Der langanhaltende Wirtschaftsaufschwung, der Börsenboom und die damit einhergehende Höherbewertung der Aktien, die tendenziell sinkenden und niedrigen Zinsen sowie die Globalisierung schufen ein fantastisches Umfeld. Viele Banken nutzten die Chancen, und entsprechend hoch fielen die Gewinnsteigerungen und auch die Managemententschädigungen aus.

Gegen Ende der Neunziger war abzusehen, dass die paradisischen Zustände nicht ewig anhalten würden. Mit den bisherigen Geschäftsmodellen konnte die Gewinndynamik nicht aufrechterhalten werden. Doch nach so vielen Jahren des Erfolgs und vollgestopft mit Mitarbeiteroptionen und -aktien war kein Verwaltungsrat und kein Management bereit, das

banken das Bilanzwachstum mit Hypothekarkrediten forciert. Der inflationär angeheizte Immobilienboom erleichterte das Unterfangen. Die volumenabhängigen Boni animierten die Mitarbeiter in unkritischer Art und Weise, Hypothekarkredite zu gewähren. Der Preis, der für die fahrlässige Kreditgewährung später bezahlt werden musste, sprengte alle Vorstellungen. Nach dem Zusammenbruch des Immobilienbooms türmten sich bei den Banken Verluste von über 50 Milliarden Franken auf.

Doch nur rund zehn Jahre später stürzten sich, von aktienbasierten Erfolgshonoraren und anderen Boni angetrieben, die beiden schweizerischen Grossbanken wieder ins Hypothekengeschäft, dieses Mal in den USA. Nur von den erwarteten Erfolgshonoraren geblendete Manager konnten glauben, dass die Risiken des Hypothekengeschäftes am Ende

mit herkömmlichen Aktien- und Obligationengeschäften.

Vor allem im riesigen amerikanischen Hypothekarmarkt liessen sich enorme Volumen von strukturierten Kreditprodukten generieren. Um die Nachfrage nach solchen Produkten am

### Nach den Jahren des Erfolgs war niemand bereit, zu normalen Verhältnissen zurückzukehren.

Leben zu erhalten und noch höhere Kommissionen zu generieren, wurden immer kompliziertere Produkte strukturiert. Da die Endinvestoren diese kaum mehr beurteilen konnten, liessen die Investmentbanken die Produkte durch die Rating-Agenturen bewerten. Mit einem Rating, das die Qualität des Investments suggerierte, fanden die strukturierten Pro-

dukte lange Zeit problemlos Abnehmer, und die Risiken der Hypothekarkredite verschwanden anfänglich aus den Büchern der Investmentbanken.

Weil die Kreditrisiken zumindest in der Theorie auf die Endinvestoren abgeschoben wer-

## Zu hohe Erfolgsprämien trüben den Blick. Trotzdem gibt es kaum Anzeichen für ein Umdenken.

den konnten, schenkten die Banken den Risiken zu wenig Beachtung oder stützten sich auf komplexe mathematische Modelle ab. Um den kommissionsträchtigen Verkauf der strukturierten Wertpapiere zu fördern, wurden die Risiken mit dem Verweis auf die Ratings bagatellisiert. Gegen Ende des Immobilienbooms kamen al-

tem. Auch andere im Schatten der Subprime-Krise stehende Probleme haben ihre Ursache in der Entwicklung und Forcierung kommissionsträchtiger Produkte. Nicht der Kunde, sondern die Kommissionen waren bei der Entwicklung neuer Produkte entscheidend. Es wäre allerdings falsch, zu behaupten, dass alle strukturierten Produkte nur wegen der hohen Kommissionen generiert worden wären. Hinter vielen stehen ökonomisch sinnvolle Überlegungen.

Mit Hilfe der Erkenntnisse aus der Finanzmarkttheorie wurden neue Finanzprodukte entwickelt, die attraktive Risiko-Ertrags-Eigenschaften aufwiesen. Viele dieser Produkte sind so komplex, dass der Kunde das spezifische Risiko-Ertrags-Potenzial kaum mehr beurteilen kann. Zudem weiss der Kunde meistens nicht, wie gross

dukte dennoch eine gute Rendite abwerfen können, müssen sie höhere Risiken als Aktienanlagen aufweisen. Bei vielen strukturierten Anlagevehikeln wird dies erreicht, indem ein Teil der Anlagen mit Krediten finanziert wird.

Bei niedrigen Zinsen und einer positiven Entwicklung der Finanzmärkte zahlt sich dies aus. Für Manager, die auf Erfolgsbasis entschädigt werden, ist der Anreiz für eine hohe Verschuldungsquote speziell gross. Viele Hedge-Funds oder Private-Equity-Funds weisen deshalb sehr hohe Verschuldungsquoten auf. Der Investor läuft dabei Gefahr, bei Kursrückgängen überdurchschnittlich hohe Verluste zu erleiden. Ein anderes grosses Risiko besteht für die kreditgebenden Banken.

Das Eingehen von zu hohen Risiken im Finanzsektor hat sehr viel mit den erfolgsab-

# Ganz einfach.



### Nokia E75

24 Monate

**49.-** CHF  
Sunrise flat classic

Exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 648.-**

- Side-Slider mit vollständiger Tastatur
- Unterstützung für MS-Exchange, SyncML, ActiveSync
- Quadband, HSDPA, WLAN, A-GPS



### Nokia 5800 XpressMusic

24 Monate

**1.-** CHF  
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 548.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN



### Nokia 6300

24 Monate  
SIM-Lock

**99.-** CHF  
Sunrise go dayflat

**Prepaid-Angebot inkl. SIM-Karte, statt CHF 298.-**

- 2,0-Megapixel-Kamera
- Media-Player, FM-Radio
- Bluetooth, GPRS, EDGE, Triband

Bei Sunrise flat classic CHF 50.-/Mt. Beim Prepaid-Angebot Sunrise go dayflat sind CHF 5.- Gesprächsguthaben inklusive.

**Sunrise**

lerdings auch bei den Investmentbanken Zweifel an der Bonität der strukturierten Produkte auf, und so machte beim IWF-Meeting in Washington im Herbst 2007 unter den Exponenten der Investmentbanken das geflügelte Wort «Jeden Morgen steht ein Dummer auf, man muss ihn nur finden» die Runde.

Inzwischen haben einzelne Banken erkannt, dass ein Teil der Bankenkrise auf falsch gesetzte Anreizstrukturen zurückzuführen ist. Allerdings werden diese primär auf den unteren Managementstufen geortet. Über die Gründe, weshalb so viele Investmentbanken auf eine mit so hohen Risiken behaftete Strategie gesetzt haben, schweigen sich die für die Bankenkrise verantwortlichen Führungskräfte wohlweislich aus.

Die Subprime-Hypotheken-Krise ist nur ein Aspekt der Fehlentwicklung im Bankensys-

tem. Auch andere im Schatten der Subprime-Krise stehende Probleme haben ihre Ursache in der Entwicklung und Forcierung kommissionsträchtiger Produkte. Nicht der Kunde, sondern die Kommissionen waren bei der Entwicklung neuer Produkte entscheidend. Es wäre allerdings falsch, zu behaupten, dass alle strukturierten Produkte nur wegen der hohen Kommissionen generiert worden wären. Hinter vielen stehen ökonomisch sinnvolle Überlegungen. Mit Hilfe der Erkenntnisse aus der Finanzmarkttheorie wurden neue Finanzprodukte entwickelt, die attraktive Risiko-Ertrags-Eigenschaften aufwiesen. Viele dieser Produkte sind so komplex, dass der Kunde das spezifische Risiko-Ertrags-Potenzial kaum mehr beurteilen kann. Zudem weiss der Kunde meistens nicht, wie gross die Kommissionen und Gebühren sind, die er für ein komplexes Finanzprodukt bezahlt. Ein typisches Beispiel sind die sogenannten «Funds-of-Funds». Der Kunde, der in einen Fund-of-Funds investiert, zahlt sowohl die Kommissionen und Verwaltungsgebühren für den Fund-of-Funds als auch die Kommissionen für die Fonds, die im Fund-of-Funds enthalten sind. Würden sämtliche Kommissionen, Verwaltungsgebühren, Depotgebühren, Emissionsgebühren und auch Transaktionsgebühren auf den verschiedenen Fonds zusammengezählt, so ergeben sich Beträge, die sich in der Größenordnung des langfristig erwarteten Ertrags auf Aktienanlagen bewegen. Dies bedeutet: die Kommissionen und Gebühren fressen mehr oder weniger den auf Aktienanlagen erwarteten Ertrag auf. Damit bei so hohen Kommissionen die strukturierten Pro-

hängigen oder aktienbasierten Entschädigungen und nur sehr wenig mit der Fähigkeit zu tun, Risiken richtig beurteilen zu können. Zu hohe Erfolgsprämien trüben den Blick. Trotzdem gibt es kaum Anzeichen für ein Umdenken, weder bei den Banken noch bei den Aufsichtsbehörden. Die Aufsichtsbehörden glauben mit strengeren Eigenmittelvorschriften und einer intensiveren Überwachung das Problem in den Griff zu bekommen. Die Banken ihrerseits wollen mit Experten und besseren Risikomodellen künftig enorme Verluste vermeiden. Besser als technische Lösungen wäre ein Verzicht auf Entschädigungsmodelle, die kurzfristige und mit hohen Risiken verbundene Erfolge übermässig honorieren. Das Finanzsystem wird sich erst dann stabilisieren, wenn nur noch die sehr langfristige Vermehrung des Unternehmenswertes belohnt wird. ○

# Ruinöse Männlichkeit

Wer als Tenor ein Weltstar werden will, forciert seine Stimme oft bis zum Brüllen. Mit Folgen für die Gesundheit. Das Phänomen hat mit der Geschlechterfrage zu tun: Früher kastrierte man die Sänger. Noch heute fürchten Tenöre, als zu weiblich zu gelten. *Von Christian Berzins*



«Beim Singen muss man spüren, dass ich Hoden habe»: Jose Cura und Paoletta Marrocu in Oper «Turandot».

«Ich bin kein Tenor, sondern ein Mann, der als Tenor singt.» Tito Schipa (1889–1965) wusste, warum er so sprach: Wer mit Gesang stilvoll Geschmeidigkeit, Weichheit und Wendigkeit zelebrierte, der konnte auf der Bühne nicht als richtiger Mann durchgehen. Mann, nicht geschlechtsneutrales Tenorwesen, wollte Schipa sein. Seine Aussage ist Ausdruck einer unheilvollen Entwicklung, die zur Frage führt, warum Tenöre glauben, brüllen zu müssen.

Verliert eine Tenorstimme an Männlichkeit, je eleganter sie klingt? Hört man sich Aufnahmen mit Ferruccio Tagliavini (1913–1995) oder Tito Schipa an, dann kann man die Angst der zeitgenössischen lyrischen Tenöre, als geschlechtsneutrales Wesen angesehen zu werden, verstehen. Dieses Verliebtsein in den süßen Ton klingt heute fremd. Will einer die Opernmassen berühren, muss er so risikoreich singen wie Rolando Villazón (geb. 1972).

Und will einer gar jene Leute erreichen, die nie einen Fuss in die Oper setzen, muss er so klischiert singen wie der britische Casting-Sieger Paul Potts.

Die lyrische Stimme ist eine Hypothek. Wer damit die vermeintlich leichtfüssigen Arien Mozarts, Rossinis und Donizettis singt, mag der Prinz der Tenöre werden. Erst mit Opern von Puccini und Verdi wird einer aber zum König. Er kann Höchstgagen fordern und stolzen Tenorthron besteigen.

Immerhin werden Ausnahmekönner unter den tenoralen Leichtgewichten im inneren Opernkreis nach wie vor verehrt: Als Juan Diego Flórez (geb. 1973), der beste lyrische Tenor unserer Tage, im Jahr 2007 an der Mailänder Scala in Donizettis «Fille du régiment» sang, provozierte er die erste Zugabe eines Sängers an diesem Haus nach 74 Jahren. Auf dieschweren Tenöre angesprochen, sagt Fló-

rez, gelassen an seinem Mineralwasserglas nippend: «Eine leichte Stimme ist genauso viel wert wie eine grosse. Wer sich etwas darauf einbildet, eine bestimmte Rolle zu singen, ist ein Dummkopf.»

## Mehr Gott als Mensch

Offenbar gibt es einige Dummköpfe unter den Tenören. Mit einer Überreaktion begegnen sie der Angst, als Softie abgekanzelt zu werden, und zeigen sich als brüllende Machos. Schipas Gedanken überbot Tenorschwergewicht José Cura (geb. 1962), als er stolz sagte: «Beim Singen muss man spüren, dass ich Hoden habe.» Lächerlich? Nun: Tenöre wollen den Gedanken an ein geschlechtsneutrales Wesen verdrängen. Noch im 19. Jahrhundert wurde das Leben junger Sänger mittels eines einschneidenden Kunstgriffs verändert: Der Stimmklang der Kastraten war so betörend fremd,

dass Orpheus auferstanden schien. Kastraten waren die wahren Diven – mehr Gott als Mensch. Kein Wunder, erlebten Countertenöre – Männer, die mit Kopfstimme an den Klang der Kastraten erinnern – in den letzten zwanzig Jahren einen gewaltigen Aufschwung. Der Kinofilm «Farinelli» wurde zum Kassenschlager. Margriet de Moor hat diese Welt im Roman «Der Virtuose» lustvoll beschrieben. Selten wurde ein synästhetischeres Geniessen von Körper und Stimme beschrieben: «von reinsten Kastratenstimme und satinbedecktem, schneeweissem Wesens-Körper».

Alessandro Moreschi (1858–1922) war der letzte bekannte Kastrat. Seine kläglichen, aber in ihrer lüsternen Weichheit auch faszinierenden Aufnahmen sind auf CD erhältlich. Seine Zeit war damals längst vorbei, diese Kunst allein noch im Vatikan geduldet. Sein Typus war abgelöst worden vom Tenor, der mit mehr oder weniger natürlich hoher Männerstimme die Opernfans beglückt. Ziel wurde es, hohe Töne weder als Kastrat noch mit der Kopf-, sondern mit der Bruststimme zu singen: Das mit voller Kraft gesungene hohe C wurde zum Höhepunkt des Opernabends – und Politikum: Als Dirigent Riccardo Muti im Jahr 2000 dem Tenor Salvatore Licitra verbot, in Mailand das hohe C in der Arie «Di quella pira» (Verdi, «Il Trovatore») zu singen, kam es zum Eklat: Muti wurde ausgebuht.

### Ein neuer Caruso

Anfang des 20. Jahrhunderts brachte Enrico Caruso (1873–1921) dank der Erfindung der Schallplatte den Tenorfanatismus in die Wohnzimmer. Die Frage, ob dieser oder jener Tenor ein neuer Caruso sei – der König der Tenöre! –, wurde zum Topos. Vorschnell als Caruso-Nachfolger ausgerufene Stimmphänomene gab es viele; wahre Nachfolger wie Jussi Björling (1911–1960) gingen vergessen.

Starkult schützte nicht vor stimmlichen Problemen. Der Wettlauf um den Thron wurde zum Kraftakt. Waren die ersten Puccini-Rollen gesungen, wurde die Masstäbe setzende Titelrolle von Verdis «Otello» angepeilt. Eine unheimlich anspruchsvolle Partie, die sinnliche Leidenschaft und brutale Gewalt verbindet – kein Wunder, waren es oft auch Wagner-Tenöre, die sich daran wagten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stritt sich die Trias Mario del Monaco (1915–1982), Franco Corelli (1921–2003) und Giuseppe Di Stefano (1921–2008) um den Thron. Di Stefano hatte anfänglich eine lyrische Stimme, die an Schönheit und Noblesse alle übertraf. Die Konkurrenten Corelli und del Monaco trumpften mit einem unheimlichen Furor auf. Di Stefano konnte selbst dem Drang, Otello zu singen, nicht widerstehen. Kein Wunder, war sein Wunderorgan nach fünfzehn Jahren verbraucht. Der heute bewunderte Juan Diego Flórez ist so weise, nicht einmal daran zu den-

ken: «Obwohl Otello für einen Tenor geschrieben ist, ist diese Rolle für mich etwas so Fremdes, als sei sie für einen Sopran geschrieben.» Der Thron ist ihm egal: «Ich kann innerhalb meines Repertoires der König sein.»

In den achtziger Jahren stand erneut ein tenorales Dreigestirn in der Thronfolge: Plácido Domingo (geb. ca. 1941), Luciano Pavarotti (1935–2007) und José Carreras (geb. 1946). Trotz seiner Exklusivität schien selbst Pavarotti unter dem Image, mehr Tenor als Mann zu sein, zu leiden. Nachdem er sich in den siebziger Jahren konkurrenzlos im lyrischen Bereich bewegt hatte, sang er alsbald immer dramatischere Rollen, später konzertant gar Otello. José Carreras ging nicht ganz so weit, aber als Samson plusterte er sich mächtig auf, er wagte sich in viel zu viele Opernschlachten. Domingo mag zwischenzeitlich Schwächen gezeigt haben, hielt sich aber bis über die Jahrtausendwende auf dem Thron – und singt wohl heute noch Otello.

Konkurrenten kamen, Konkurrenten gingen. Als sich Mitte der neunziger Jahre José Cura ins Bewusstsein der europäischen Opernwelt sang, tat auch er dies just mit Otello. Curas Stimmpotenzial war damals genauso imposant wie sein Körper. Schon bald allerdings folgten Taucher. Die Mailänder Scala buhte, einmal mehr, als Erste, Madrid folgte. Cura, mit Leib und Seele der Machotenor, zeigte den Stimmfetischisten den Stinkefinger.

Cura hielt sich dennoch, andere verbrannten sich am Trend «lauter, höher, länger». Zürichs Publikumsliebling Franzisco Araiza (Jahrgang 1950) sollte sich im Nachhinein damit herausreden, dass eine durchschnittliche Tenorkarriere halt bloss zwanzig Jahre dauere: In den späten Achtzigern rührte der Mexikaner als Mozart-Tenor zu süßen Tränen. In den Neunzigern stemmte er bereits heroische Verdi- und kühne Wagner-Töne. Obwohl jeder Opernfreund den Schritt bedauerte, beteuerte Araiza immer wieder, dass es für ihn richtig gewesen sei, ja dass seine Stimme diesen Weg geradezu gefordert habe – auch noch, als er kaum mehr Stimme hatte.

### Mit nacktem Oberkörper ausgebuht

Der 1963 geborene Roberto Alagna galt als einer der grossen Hoffnungen auf die Nachfolge der «drei Tenöre». Kaum hatte er Anfang der neunziger Jahre mit den lyrischen Partien Erfolg, strebte auch er zu grossen Verdi-Rollen – Otello kam in Reichweite. Mit nacktem Oberkörper zeigte er sich 1998 auf einer EMI-Aufnahme: Seht meine Männlichkeit! Naturgemäss waren zwei Ausschnitte aus «Otello» darauf zu hören. Die Scala buhte ihn als Radames (Verdi, «Aida») im Dezember 2006 aus.

Wie natürlich ist eine Weiterentwicklung von lyrischen zu dramatischen Partien, vom leichten zum schweren Fach, von Mozart und Rossini zu Verdi und Puccini? Rolando Villa-

zón, im Interview in Paris darauf angesprochen, liess sich nicht mehr bremsen: «Ich kann nicht beim selben Repertoire bleiben, ich muss mich künstlerisch verändern. Wenn ich 2009 «Trovatore» singen will, tue ich das auch. Da können die Leute noch so rufen: «Nein, mach es nicht!» Das haben sie schon gemacht, als ich Don Carlo und Don José sang. Aber das ist meine Sache: Ich will alles versuchen!» Auf die bange Frage, ob er auch Otello singen würde, antwortete er überzeugt: «Sicher! Alle denken, das sei Wahnsinn, aber das ist es nicht! Ich glaube, dass ich in zehn Jahren fähig bin, Otello zu singen. Wenn ich gesund bleibe, wenn sich meine Stimme weiterentwickelt, werde ich es machen. Ich muss und will nicht bis siebzig singen! Ich singe nicht mit achtzig Romeo – nein!»

Villazóns Drang führte zu einer Stimmkrise: 2007 setzte er ein halbes Jahr lang aus, kam mehr schlecht als recht zurück. Jetzt hat er sich wegen einer Stimmbandzyste, die eine Kehlkopfoperation erfordert, für unbestimmte Zeit von der Bühne verabschiedet.

### Elefant durchs Nadelöhr

Es gibt jedoch Tenöre, bei denen die Entwicklung vom Leicht- zum Schwergewicht störungsfrei verläuft. Gösta Winbergh (1943–2002) war lange ein Mozart-Wunder, behauptete sich aber ab fünfzig in gewichtigen Partien. Wer zurzeit Jonas Kaufmann (Jahrgang 1969) in Wagner- und Puccini-Rollen hört, ist erstaunt, dass er vorher als lyrischer Mozart-Tenor durchging. Kaufmann sagt: «Ich habe festgestellt, dass ich meine Stimme in meinen allerersten Jahren oft unterforderte. Als ich noch Rossini sang, habe ich dabei Blut und Wasser geschwitzt, weil ich die ganze Zeit das Gefühl hatte, dass ein Elefant durch ein Nadelöhr gehen müsse. Auch Mozart zwingt mich in ein Korsett. Bei Verdis «Don Carlo» mache ich mehr oder weniger den Mund auf und singe mit meiner Stimme: meine Linien, meine Forti, meine Piani. Hier habe ich Freiheiten.»

Nach wie vor gibt es Tenöre, die kaum CDs aufnehmen, nie in einem Stadion singen, aber dennoch Stützen der Opernwelt zwischen Palermo und Seattle sind. Dem Tenor-Hype treten sie gelassen gegenüber. Wie absurd dieser sein kann, beweist der Welterfolg des erbärmlich singenden Casting-Stars Paul Potts. Potts brüstet sich während seiner Konzerte, den unvergleichlichen Mario Lanza (1921–1959) zum Vorbild zu haben. Ein eher fragwürdiges Modell: Lanzas Erfolg war enorm, aber auf der Bühne sang er nur zweimal eine Oper. Seine Stimme hielt dem Rausch nicht stand, sein Leben war kurz. Ein Tenor, eine Tragödie.

**Christian Berzins** ist Musikkritiker des *Sonntags* und der *Mittellandzeitung*.

**José Cura** in «Cavalleria rusticana/I Pagliacci». Opernhaus Zürich, ab 6. Juni

# Jay Lenos letzter Coup

Siebzehn Jahre moderierte der Hüne mit dem mächtigen Kinn NBCs «Tonight Show». Jetzt ist David Lettermans ewiger Rivale abgetreten. Bald aber kehrt er zurück. Von *Beatrice Schlag*



Fragen, die der Durchschnittsamerikaner stellen würde: Jay Leno mit Sängerin Courtney Love.

Es war ein einziger Satz, der Jay Leno am 10. Juli 1995 zum König des amerikanischen Spätprogramms machte. Hugh Grant, damals Lebensgefährte der bildschönen Liz Hurley, war vierzehn Tage zuvor in Hollywood festgenommen worden. Die Polizei hatte ihn im Auto überrascht, als Divine Brown, eine auf den Polizeibildern ziemlich ungepflegt wirkende Prostituierte, ihm einen Blowjob verabreichte. Zu aller Überraschung hatte Grant den lange vereinbarten Termin mit Jay Leno nicht abgesagt, sondern sass mit nervösem Grinsen auf dem Gästestuhl, um das erste Interview nach seiner Festnahme zu geben. Leno beugte sich, freundlich lächelnd, zu ihm und sagte: «Nur eine Frage: Was zum Teufel haben Sie sich dabei gedacht?» Die Zuschauer tobten.

Die Frage machte Jay Leno nicht nur bis zu seiner letzten «Tonight Show» am vergangenen Freitag zum Quotenkönig des Spätprogramms, sie erzählt auch das Rezept seines Erfolgs. Der Mann, dessen enormes Kinn ein Fest für jeden Karikaturisten ist, wollte nie mit intellektueller Finesse glänzen. Er wollte mit Witz unterhalten, seinen Gästen eine Plattform geben und ihnen die Fragen stellen, die dem Durchschnittsamerikaner auf der Zunge lagen. Sein Witz war häufig politisch, aber nie parteipolitisch und nie behrend oder beleidigend. «Ich habe Präsident Bush nie in meiner Show einen

Idioten genannt», sagte Leno dem *New York Times Magazine*. «Wenn man in New York oder Los Angeles lebt, vergisst man leicht, dass ein lustiger Witz über den Präsidenten im Rest des Landes oft blasiert wirken kann. Ich sagte: «Ich glaube nicht, dass der Präsident das wirklich kapiert.» Das ist, was 300 Kilometer landeinwärts von Ost- und Westküste funktioniert.»

## Schlacht um Einschaltquoten

Er wusste, wovon er redete. Leno absolvierte neben den Sendungen unzählige Stand-up-Shows in der Provinz. Nicht zufällig gab Arnold Schwarzenegger seine Gouverneurskandidatur in Lenos Sendung bekannt. Nicht zufällig wählte Barack Obama, der als erster Präsident in einem Spätprogramm auftrat, die «Tonight Show», um für sein Wirtschaftsprogramm zu werben. Auf Jay Lenos Wohlwollen war Verlass.

Sein Vorgänger, TV-Legende Johnny Carson, der die «Tonight Show» dreissig Jahre lang mit Eleganz geführt, aber mit ungleich schärferen Pointen gepfeffert hatte, hatte sich einen anderen Nachfolger gewünscht: Carsons Favorit war David Letterman, der damals bei NBC die an die «Tonight Show» anschliessende «Late Night» moderierte. Wie Carson konnte Letterman bissig bis grimmig und gelegentlich grossartig schräg sein, ein Liebling der Intellektuellen. Aber er war unvorhersehbar.

NBC wählte den massentauglicheren Stand-up-Comedian Leno, denn die «Tonight Show» wurde inzwischen in alle Kontinente übertragen – eine Entscheidung, die Letterman den Verantwortlichen nie verzieh. Er liess sich vom Konkurrenzsender CBS abwerben, der ihm, zeitgleich mit Leno um 23.30 Uhr, die «Late Show with David Letterman» anbot.

Bis zu Lenos Abgang blieb die Frage, ob man ein Leno- oder ein Letterman-Fan sei, ein Lackmus-Test. Die Kritiker sind sich bis heute einig: Letterman, der Hagere mit der Madonna-Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen und der Furchtlosigkeit vor unverständlichen Gags, ist der brillantere Talkshow-Host. Leno mit seiner massigen Figur, der immer etwas lose sitzenden Krawatte und den mehrheitsfähigen Sprüchen riskierte zu wenig. Das Publikum sah es anders: Seit dem Grant-Interview lag die Einschaltquote der «Tonight Show» durchschnittlich rund eine Million über der von Letterman.

Bereits vor fünf Jahren wurde Lenos Nachfolge bestellt: Der blitzgescheite Conan O'Brien, dreizehn Jahre jünger als der mittlerweile ergraute Leno («Als ich mit der «Tonight Show» begann, war mein Haar schwarz und der Präsident weiss»), sollte übernehmen, wenn der Vertrag des «Tonight Show»-Gastgebers auslief. O'Brien, ein zappliger, aber höflicher schmaler Turm von Mann mit Harvard-Diplom und skurrilem Humor, jahrelang Schreiber von «Simpsons»-Episoden, war skeptisch: Fünf Jahre schienen eine Ewigkeit. Leno akzeptierte ohne Murren: «Man kann diesen Job machen, bis man auf der Bahre hinausgetragen wird. Oder man kann gehen, solange man gut ist.»

Seine Souveränität war nicht von Dauer, verständlicherweise. Er war auch vier Jahre später noch weit erfolgreicher als Letterman, was niemand erwartet hatte. Warum sollte er in den Ruhestand treten, wenn der drei Jahre ältere CBS-Konkurrent weitermachte? Gerüchte über Angebote von Fox und ABC füllten die Blätter. NBC entschloss sich zu einem Angebot, das TV-Berichterstatter als epochemachend bezeichnen: Sie boten Leno eine einstündige Talkshow während der Hauptsendezeit vor der neuen «Tonight Show» an, ein Sendegefass, das die Konkurrenz mit Krimiserien füllt. Leno akzeptierte. Ab September setzt er fünfmal pro Woche den Serien ein Programm entgegen, «das so billig ist wie fünf Folgen «CSI: Miami». Ich kann etwas anbieten mit 98 Prozent weniger Morden. Zumindest in den Zeiten, wo sie ihre Folgen wiederholen, werden wir erfolgreich sein.»

Was Jay Leno nicht sagt: Er wird sich mit seinem Nachfolger Conan O'Brien eine heftige Schlacht um Gäste und Einschaltquoten liefern. O'Brien will sich darüber nicht den Kopf zerbrechen. «Ich mag Jay. Aber wenn ich um drei Uhr morgens aufwache, denke ich nicht daran, wie ich irgendwelche Zuschauerschichten befriedige, sondern wie meine Show aussehen soll. Wenn es nicht klappt, packe ich die Koffer.» ○

# Hip-Hop, Heiliger Krieg

Die kühne US-Serie «Sleeper Cell» provoziert mit islamistischen Terroristen aus Europa – und zeigt sie nicht einmal unsympathisch.

Von Wolfram Knorr

Der schwarze Muslim Darwyn al-Sayeed, gerade aus dem Knast entlassen, soll sich mit dem islamischen Terroristen Faris al-Farik treffen – in einer Synagoge. Darwyn ist konsterniert, mitten in einen jüdischen Gottesdienst zu platzen, und die Gemeinde ist es nicht weniger – bis auf ein Mitglied, das lautstark den Eindringling anbelfert: «Bitte schön, sehen Sie uns ganz genau an, die jüdischen Affen und Schweine.» Der aggressive, «lupenreine» Jude entpuppt sich bald als Darwyns Kontaktperson Faris al-Farik. Dessen masslose Arroganz ärgert den Schwarzen, der sich – Treffpunkt Synagoge! – auf den Arm genommen fühlt: «Ich liebe solche Spiele nicht.» Al-Farik darauf mit spöttischer Gelassenheit: «Das ist kein Spiel. Kenne deinen Feind.»

Mit solch explosivem Gemisch zündelt, raffiniert und zugleich beängstigend, die amerikanische TV-Serie «Sleeper Cell» (Schläferzelle). Darwyn (Michael Ealy), der «solche Spiele» nicht liebt, ist selbst ein heikler Gambler. In Sachen Koran kann dem Strenggläubigen keiner was vormachen, zugleich aber ist er Undercover-Agent des FBI. Und der Araber al-Farik (Oded Fehr), ein skrupelloser Gotteskrieger, ist «nebenbei» Chef einer Sicherheitsfirma im Dienst der jüdischen Gemeinde von Los Angeles. Auch wenn es um Arglist und Täuschung und Lug und Trug geht, stehen – scheinbar ab-

surd – Aufrichtigkeit und Authentizität im Zentrum der mit Abstand intelligentesten TV-Serie seit langem. Denn al-Farik, der für einen spektakulären Anschlag in L.A. eine Terroristenzelle aufbaut, die wiederum Darwyn fürs FBI infiltriert, ist furchtbar authentisch in seinem Fanatismus und beunruhigend aufrichtig in seinem Opportunismus. «Wir leben in Amerika, also seid amerikanisch, und zwar aufrichtig», mahnt er seine Mitkämpfer.

## Barbecue in der Hölle

Und die sind keine bärtigen Turbanträger, keine Syrer, Pakistani, Saudis oder Iraker, sondern Konvertiten aus Europa und den USA. «Sleeper Cell» stellt das angenehme Dramaturgie-Konzept (hier der *good guy*, dort der *bad guy*) auf den Kopf und kommt der Wirklichkeit damit beunruhigend nahe. Darwyn al-Sayeed, der schwarze Muslim und Undercover-Agent, verurteilt den Terrorismus aufs schärfste und hinterlässt bei seinen Führungsleuten genau damit Zweifel, ob seine Aufrichtigkeit echt ist. Verrückt, aber diese «Unklarheit» wiederum hält das FBI für die beste Voraussetzung, Darwyn als Maulwurf zu platzieren. Faris al-Farik, der die gottlosen, hedonistischen USA für die leibhaftige Hölle hält, sich aber beim Barbecue und bei Familientreffen tummelt, folgt einem ähnlichen Prinzip. Seine heiligen Krieger sind

ein bosnischer Mathelehrer, der auf Hip-Hop steht, ein Franzose und Ex-Fremdenlegionär, der als Busfahrer mit Touristinnen flirtet, und ein blonder Ami pur, Spross einer Geschichtsprofessorin, der am liebsten Bowling spielt und jüdisches Fast Food verdrückt.

Nichts stimmt mehr; der Zuschauer ist nie sicher, woran er ist. Schlimmer: Die europäischen, völlig amoralischen Islamisten verlieren auch noch von Folge zu Folge ihre bestialische Aura. Das macht die Serie komplex, aber auch erschreckend: Was trieb den Franzosen in den Islam? Abenteuerlust? Was den blonden Ami? Darwyn reagiert zuweilen so sprachlos wie der Zuschauer auf die Fanatiker, die den Konsum nicht missen wollen, sich aber aufs Massaker im vollbesetzten Coliseum-Stadion von Los Angeles freuen wie auf einen Ausflug ins Disneyland.

Als horchte Darwyn mit einem Echolot nach seinem Selbst in den Tiefen seines Rollenspiels, versucht er, die krassesten Entscheidungen der Fanatiker zu verhindern – und verschlimmert nur die Situation. Als ein Mitglied der Zelle wegen eines Fehlers gesteinigt wird, erschießt er ihn, um seine Qual zu beenden. Damit aber bringt er das ganze Undercover-Projekt ins Schleudern. Einen afghanischen Flüchtling versucht er vor dem Zugriff der Terroristen zu bewahren und löst ein Schlamassel aus.

## Verschoben auf Mitternacht

«Skandalös» an «Sleeper Cell» seien die nicht unsympathischen Terroristen, schrieb die *New York Post* vor Beginn der Serien-Ausstrahlung. Es hagelte Briefe und Abo-Abbestellungs-Drohungen beim kleinen Kabelsender Showtime, der die gewagte Serie nach einer Idee von Ethan Reiff und Cyrus Voris produzierte. Denn bei der Ausstrahlung 2005 war das 9/11-Trauma noch längst nicht verarbeitet. Der Sender hatte sich allerdings auf massive Negativkritik eingestellt, da sich Showtime (ein Viacom-Sender) mit kontroversen Serien wie «Weeds» oder «Our Fathers» (sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche) ohnehin zu profilieren begann. Man wollte dem mächtigen HBO («The Sopranos», «Six Feet Under», «The Wire») mit bissigen Alternativen Konkurrenz machen. Immerhin gelang Showtime eine Abo-Steigerung auf über 14 Millionen.

Hilfreich für «Sleeper Cell» waren positive Kritiken und Emmy-Nominierungen. Dass die Trophäen letztlich ausblieben, lag wohl an einer Jury, die sich am heiklen Thema nicht die Finger verbrennen wollte. Showtime produzierte trotzdem eine zweite Staffel. Die erste ist nun als DVD-Box erhältlich. Ein Glück, denn im deutschen Fernsehen stieß das provokative Drama auf geringes Interesse. «Sleeper Cell» wurde rasch auf Mitternacht verschoben.

**Sleeper Cell.** Staffel 1 mit 10 Folgen auf DVD. Mehrsprachig mit Untertiteln und Bonusmaterial



**Spöttische Gelassenheit:** Fehr als Terrorist al-Farik (l.) und Ealy als Undercover-Agent Darwyn.



# «Ich bin ein Gourmand auf Fastenkur»

Charles Lewinsky ist der produktivste Schweizer Schriftsteller und Schweizer Meister im Fach Unterhaltung; die Literaturkritik nimmt ihn erst seit kurzem ernst. Sein neustes Stück hat er für das Casinotheater Winterthur geschrieben, «Tie Break», eine Beziehungsgroteske. *Von Daniele Muscionico*

Charles Lewinsky, das Casinotheater in Winterthur zeigt Ihr neuestes Stück für die Bühne. Erklären Sie mir doch bitte: Weshalb soll ich denn heute noch ins Theater gehen?

Theater ist nach wie vor die lebendigste Kunstform. Was dort passiert, lebt nur zwischen dem Dunkelwerden des Saals und dem Schlussapplaus. Die Aufführungen sind jeden Abend ein bisschen anders, und wenn das Publikum gut ist, sind auch die Schauspieler besser. Im Kino weiss ich doch genau, jede Vorstellung läuft gleich ab. Es ist völlig egal, ob Bratt Pitt heute besser oder schlechter gelaunt ist.

**Meine Beobachtung ist: Anders als in unseren Nachbarländern spielt Theater hierzulande eine marginale Rolle in der öffentlichen Diskussion. Was machen Ihre österreichischen Kollegen besser?**

Das hat viel mit kulturellen Traditionen zu tun. In Wien weiss jeder Taxifahrer, wer am Burgtheater eine Hauptrolle spielt. In Zürich muss man manchem Taxifahrer erklären, wo sich das Schauspielhaus befindet.

**Kulturelle Tradition heisst, uns fehlt historisch gesehen das Kaiserhaus, wir sind ein Volk von Bauern, und alles, was sogenannt elitär ist, ist uns suspekt. Ist es das?**

Eigentlich müssten unsere städtischen Theater, die schon in ihrer Entstehung einen stark bürgerlichen Charakter hatten, in der Bevölkerung noch viel stärker verankert sein, als es bei ehemaligen Hoftheatern der Fall ist. Warum sie es nicht sind? Vielleicht, weil sie sich – auch im Versuch einer Abgrenzung von anderen Medien wie dem Fernsehen – oft selber in die elitäre Ecke zurückziehen. Dabei könnte Theater sehr viel bewirken.

**Was genau?**

Es kann in aktuelle Debatten eingreifen und Antworten auf Fragen anbieten, die die Gesellschaft gerade bewegen. Das lässt sich aber nur erreichen, wenn es sich nicht – wie ich im Moment feststelle und bedaure – weitgehend auf seine formalen Aspekte beschränkt. Theater soll Geschichten erzählen, das ist seine wichtigste Wirkungsmöglichkeit. Geschichten sind das, was die Leute, auch in der Diskussion über ein Sachthema, am meisten bewegt.

**In Wahrheit ist doch das Kino das beste Theater; es ist schnell, es arbeitet mit**

**Gleichzeitigkeiten, es erzählt Geschichten mit suggestiven Mitteln, von denen Sie auf dem Theater nur träumen können.**

Das finde ich, selbst als Vater eines erfolgreichen Filmers, überhaupt nicht. Nur ist die von Ihnen angesprochene Suggestion mit den Mitteln des Theaters sehr viel schwerer zu erreichen – und es ist halt nicht jeder Regisseur ein Peter Brook. Aber wenn es gelingt, kann eine einfache Geste auf der Bühne den Betrachter stärker berühren als ein ganzer computergenerierter Weltuntergang auf der Leinwand.

**Aber warum setzen denn die Menschen der letzten sechzig Jahre keinen Fuss mehr über die Schwelle eines Theaters, gehen aber so selbstverständlich ins Kino, wie sie sich die Nase putzen?**

Das liegt wohl, ganz simpel, wie so vieles zunächst mal an der Ökonomie. Ein Theaterabend ist bedeutend teurer als ein Kinobesuch, und damit ist die Hemmschwelle, gerade für junge Leute, natürlich höher. Und wenn sie dann zwei- oder dreimal das Pech hatten, an eine dieser sich selbst bespiegelnden, scheinbar nur für einen Kreis von Eingeweihten bestimmten Inszenierungen zu geraten, dann sagen sie sich halt leider irgendwann: «Warum soll ich mir die Umstände machen?»

**Sie waren als junger Mensch an den Münchner Kammerspielen Regieassistent beim legendären Fritz Kortner. Als Folge davon haben Sie das Theater verlassen und gingen wieder zur Universität.**

Ganz so war es nicht. Ich war vielleicht zwanzig, als ich als Regisseur in der Zeitschrift *Theater heute* als der kommende Mann gehandelt wurde. Ich habe also in dieser Beziehung eine grosse Zukunft hinter mir – und bei der Zukunft blieb es dann auch.

**Man hat Sie überschätzt?**

Bei meiner ersten Inszenierung wusste ich noch gar nicht, wie schwierig der Beruf eines Regisseurs eigentlich ist. Vielleicht ging es gerade deshalb gut. Nur: Das Eis hält eben nicht bei jedem Ritt über den Bodensee... Ich habe irgendwann gemerkt, dass ich vielleicht ein ganz brauchbarer Regisseur werden kann, aber nie einer, der meinen eigenen Ansprüchen genügt. Da war es besser, sich irgendwann nach einem anderen Betätigungsfeld umzusehen.

**Wann kamen Ihnen diese Zweifel zum ersten Mal?**

Ich machte für ein Stück eine Regieassistenten bei Fritz Kortner und habe plötzlich einen Grossen kennengelernt. Ich dachte: «Mein Gott, da wo ich aufhöre, fängt der noch nicht einmal an!» Ich beschloss zu studieren, zunächst nicht mit der Absicht, das Theater zu verlassen, sondern um innerhalb des Theaters Besseres leisten zu können.

**Was haben Sie von Kortner gelernt?**

Es gibt einen Dokumentarfilm von Hans-Jürgen Syberberg, in dem er mit Christiane Hörbiger und Helmut Lohner stundenlang die Gift- und Sterbeszene in «Kabale und Liebe» probiert. Man sieht, wie er schuftet, wie er sich quält, jeden Millimeter auf der Bühne gestaltet. Und am Schluss sieht das Ergebnis ganz einfach und selbstverständlich aus.

**Finden Sie, dass die heutigen Regisseure Theater zu wenig ernst nehmen?**

Im Gegenteil: Sie nehmen es – und sich selber – viel zu ernst. Vielleicht wäre es an der Zeit, dass sich die Schauspieler die ihnen zustehende Hauptrolle in diesem Beruf allmählich wieder zurückerobern.

**Zurück zu Kortner. Er war stilbildend für Jürgen Flimm, für Peter Stein, für eine ganze Generation Theaterschaffender.**

Er war eben ein Genie. Wobei – er war auch einer der schwierigsten Menschen, mit denen ich je zu tun hatte. Ich habe sehr gelitten und bin oft, im wörtlichsten Sinne, kotzend aus dem Theater gekommen vor Erschöpfung. Er hat mich fertiggemacht. Das habe ich ihm dann in einem Brief geschrieben: «Lieber Herr Kortner. Erstens: Sie waren der unangenehmste Chef, den ich je hatte, und haben die Arbeit anderer nicht geschätzt. Zweitens: Ich habe von keinem anderen in meinem Leben so viel gelernt.» Ich dachte, damit sei diese Episode abgeschlossen. Kurz darauf schrieb er zurück: «Ich werde an der Volksbühne in Berlin inszenieren und habe denen gesagt, dass man Sie als Regieassistenten engagieren muss.» Ich bekam das Engagement, doch genau an dem Tag, als ich nach Berlin fuhr, meine Möbel waren schon dort, hörte ich im Radio, dass Kortner gestorben sei. Es blieb also nur bei *einer* Zusammenarbeit, aber sie hat mein Leben verändert.

**Sie haben in allen literarischen Genres für die Unterhaltungsindustrie gearbeitet, schreiben Volkslieder, Schlagertexte, für die Karl-May-Spiele in Bad Segeberg, für die Fernseh-**



«Mir ist es völlig unvorstellbar, wie man mit 21 Jahren ein Buch wie *«Buddenbrooks»* schreiben kann»: Schriftsteller Lewinsky.

serie «Traumschiff», haben mit «Fascht e Familie» die Sitcom am Schweizer Fernsehen eingeführt... Sind Sie denn gar nicht wählerisch?

Ich bin sogar sehr wählerisch. Das Schöne am Beruf des Schreibers ist ja, dass man regelmässig den Beruf wechseln kann und immer noch ein Schreiber ist. Ich betrachte mich als *writer* im englischen Sinn und finde es furchtbar reizvoll, Dinge auszuprobieren, die ich noch nie gemacht habe. Und es ist mir egal, wenn die Leute sagen: «Das darf der doch nicht! Der darf keinen anständigen Roman schreiben, wenn er einen Schlager geschrieben hat.»

**Da sind wir beim Thema. Sie sind seit dreissig Jahren der produktivste und vielleicht auch der kreativste Autor der Schweiz. Doch von der Kritik ernst genommen werden Sie erst seit dem Erscheinen Ihres jüdischen Familienromans «Melnitz» 2006.**

Die Leute haben manche Arbeiten lange nicht zur Kenntnis genommen, weil ich zweimal auf einem anderen Gebiet äusserst erfolgreich war: Ich gewann mit dem Text «Das chunnt eus spanisch vor» 1987 den Grand Prix der Volksmusik und galt ab sofort als Volksmusikfachmann. Dabei war das handwerklich überhaupt nichts Schwieriges, es war die Ersteigung eines Maulwurfshügels in voller alpiner Ausrüstung. Dann kam «Fascht e Familie» fürs Fernsehen, wieder ein Riesenerfolg. Daraufhin war ich für die Leute einer, der lustige Texte zu schreiben weiss. Ich muss aber auch sagen, als ich diese Sitcom schrieb, wäre ich noch nicht erwachsen genug gewesen, um ein Buch wie «Melnitz» zu schreiben.

**Sie mussten 60 Jahre alt werden, um erwachsen zu sein?**

Mir ist es völlig unvorstellbar, wie man mit 21 Jahren, in einem Alter, in dem man doch noch nichts von der Welt weiss, ein Buch wie «Buddenbrooks» schreiben kann. Ich

---

**«Wenn ich für die Anerkennung der Kritiker schreiben wollte, müsste ich anders leben.»**

---

bin eben kein Thomas Mann. Die formale Seite habe ich schon sehr früh beherrscht. Aber ich habe länger gebraucht, bis ich das Gefühl hatte, ich habe auch etwas zu sagen.

**«Melnitz» wurde gelobt von der offiziellen Literaturkritik, aber auch von Kollegen wie Peter Rothenbühler, der Ihnen zuvor vorgeworfen hatte, für Harald Juhnke Verse «gebrünzelt» zu haben...**

Das hat mir Rothenbühler keineswegs vorgeworfen. Er meinte sogar, dass man vielleicht alle Autoren zum Fernsehen schi-

cken sollte, wenn das dabei herauskommt. Ich habe mich deshalb sehr über den Schweizer Buchpreis für Rolf Lappert gefreut. Lappert lernte ich in einem Seminar kennen, das ich für Sitcom-Autoren gegeben habe. Dann holte ich ihn ans Schweizer Fernsehen, wo er jahrelang Sitcoms schrieb. Und jetzt dieses wunderbare Buch.

**Im Gegensatz zur angelsächsischen Tradition hat bei uns die Unterhaltung kein Prestige.**

Das verstehe ich erst, seit ich eine Kritikerin in vollem Ernst habe sagen hören, ein gutes Buch sei nur eines, über das man auch Sekundärliteratur schreiben könne. Und ausserdem: Wenn ich für die Anerkennung der Kritiker schreiben wollte, müsste ich ein ganz anderes Leben leben. Ich müsste an alle Kritikeranlässe gehen, hätte zum Beispiel die Solothurner Literaturtage besuchen müssen, statt fröhlich durch die Landschaft zu wandern... Ich müsste eine andere Rolle spielen, aber das interessiert mich alles nicht.

**Sie verstehen, dass man das Leichte nicht ernst nimmt, aber warum ist das so?**

Das hat mit dem Mechanismus unserer Wahrnehmung zu tun. Sehen Sie: Es ist ziemlich leicht, dem Publikum einzureden, es habe gerade etwas sehr Bedeutendes gesehen oder gelesen. Dazu genügt oft – auch im übertragenen Sinn – ein bisschen dramatische Musik auf dem Soundtrack. Aber es ist völlig unmöglich, jemandem vorzumachen, er habe sich gerade blendend amüsiert, wenn er sich in Wirklichkeit gelangweilt hat. So gesehen ist das Leichte eigentlich das viel schwerere Handwerk. Nur: Um zu funktionieren, muss es quasi gewichtslos daherkommen, es muss ganz einfach und scheinbar selbstverständlich aussehen und darf auf keinen Fall «schwitzen». Die Zirkusleute kennen das Problem. Sie lassen ihren schwierigsten Trick zweimal misslingen, bevor sie ihn geglückt vorführen. Damit der Zuschauer weiss: Hoppla, dieses scheinbar Leichte ist ja schwer! Nur funktioniert die Methode bei Pointen leider nicht.

**Sie kennen das Medium Fernsehen à fond. Warum sind Unterhaltungssendungen im Schweizer Fernsehen so langweilig?**

Als Medienkritiker bin ich leider völlig ungeeignet. Denn mir ist im letzten Sommer etwas Dummes passiert: Ich hatte wieder einmal Lust, gründlich «Krieg und Frieden» zu lesen, und um nicht abgelenkt zu werden, zog ich den Stecker des Fernsehers aus. Ich habe dabei realisiert, wie viel interessanter ein Buch als das Fernsehen ist. Der Stecker ist seitdem nicht mehr eingesteckt.

**Sie geben also Marcel Reich-Ranicki recht, der meint, dass das Fernsehen zur Verdummung beiträgt, oder Enzensberger, der es als «Nullmedium» apostrophiert.**

## Charles Lewinsky

---

Er ist ein Alleskönner und Alleschreiber, der Zürcher Drehbuchautor und Schriftsteller Charles Lewinsky (63), der mit «Fascht e Familie» (1994–1999) die erfolgreichste Sitcom-Reihe des Schweizer Fernsehens erfand. Die Einschaltquoten übertrafen sogar diejenigen des Endspiels der Fussball-WM. Lewinskys Laufbahn begann an den Münchner Kammerspielen und führte ihn zum Fernsehen. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere, als Ressortleiter der Abteilung «Wort-Unterhaltung», entschied er sich für das Leben eines freien Autors. Seinen Ruf als scharfer Medienkritiker begründeten in den neunziger Jahren seine Romane «Mattscheibe» und «Talkshow», groteske Utopien einer verwahten Senderwelt. Mit der jüdischen Familiensaga «Melnitz» (2006) fand Lewinsky, der Prototyp des Vielschreibers und Unterhaltungsschriftstellers, erstmals im Feuilleton Anerkennung. «Melnitz» wurde über 400 000 Mal verkauft. Lewinsky gehört als Künstler-Aktionär zu den Unterstützern des Casinotheaters Winterthur, schrieb mit Patrick Frey die Casino-Eigenproduktion «Abdankung» (2004) und die Beziehungsgroteske «Tie Break», die ab 4. Juni in Winterthur gezeigt wird. Lewinsky lebt in Vereux (Frankreich) sowie Ingoldstadt (Deutschland) und überwintert in Zürich. (MD)

Nein, dass der Stecker ausgezogen bleibt, ist keine Fundamentalkritik am Medium und auch keine demonstrative Handlung. Aber der Tag hat nur eine bestimmte Anzahl Stunden, und ich lese gern.

**Sie haben einmal gesagt: Wenn die NZZ eine meiner Sendungen gut bespricht, dann wird sie garantiert ein Flop. Und das soll keine Kritik am Medium sein?**

Das waren Sendungen, die den Auftrag hatten, ein Mehrheitspublikum zu erreichen, und das ist im Normalfall nicht das Publikum der NZZ. Wenn ein NZZ-Literaturkritiker einen Roman von mir verreisst, dann mache ich mir Sorgen. Aber von Unterhaltung versteht die NZZ nichts.

**Ich bleibe beharrlich: Sie haben dreissig Jahre lang fürs Fernsehen gearbeitet und geschrieben über tausend TV-Shows für ARD, ZDF, SF, ORF, Sat 1, RTL. Und heute foutieren Sie sich um alles, was ausgestrahlt wird. Da ist doch etwas schiefgelaufen.**

Alles hat seine Zeit. Ich habe sehr gerne fürs Fernsehen geschrieben, hatte Spass, konnte mit tollen Leuten arbeiten. Aber ich habe alle handwerklichen Probleme, die es für mich im Fernsehen zu lösen gab, gelöst. Und wenn

ich mal ein Problem gelöst habe, dann interessiert es mich nicht mehr.

**Gut, aber mit Ihrer Fernsehastinenz sagen Sie auch: Alles, was das Medium zu bieten hat, interessiert mich nicht mehr.**

Alles? Das wäre übertrieben. Wenn eine neue Folge von «Dr. House» kommt, schiebe ich den Stecker schon mal wieder rein. Aber ich habe mir zu viele Jahre zu viele Sendungen quasi dienstlich ansehen müssen. Sagen wir: Ich bin ein Gourmand auf Fastenkur.

**Und wo fasten Sie zurzeit nicht?**

Jetzt interessiert mich, wie man eine Geschichte in Prosa erzählt. Ich werde mich wahrscheinlich die nächsten paar Jahre der Prosa widmen. Zum Beispiel beisse ich

---

**«Ich schreibe nur zur Bürozeit. Von 9 Uhr bis 11 Uhr 45 und von 14 Uhr bis mindestens 17 Uhr.»**

---

gerade an einem Thema herum, wo ich einmal pro Woche alles lösche und wieder bei null anfangen, weil ich die Form noch nicht gefunden habe, mit der man genau diese Geschichte erzählt.

**Ihr Glaube an die Bühne ist unerschütterlich. Nicht nur in Winterthur findet eine Lewinsky-Uraufführung statt, sondern auch in Stuttgart.**

Das Schauspiel Stuttgart führt im Frühling ein neues Stück von mir auf, das schon geschrieben ist. Im Moment sind meine Texte tatsächlich sehr gefragt: Innerhalb der nächsten zwölf Monate erscheinen von mir vier verschiedene Bücher in neun verschiedenen Fassungen in acht verschiedenen Sprachen. «Melnitz» wird in Englisch, Hebräisch und Kroatisch erscheinen; der Roman «Johannistag» in Französisch

und Holländisch, das Kinderbuch «Einmal Erde und zurück» kommt in Koreanisch und Chinesisch. Das Theaterstück «Ein ganz gewöhnlicher Jude» kommt auch auf Französisch, und auf Deutsch kommt dann, wenn er fertig geschrieben ist, «Doppelpass» als Buch heraus. Und das alles innerhalb eines Jahres.

**Und das alles hat erst «Melnitz» möglich gemacht.**

Natürlich, «Melnitz» hat ganz viele Türen aufgemacht für Leute, die vorher nicht Lewinsky gelesen haben und jetzt Lewinsky lesen.

**Sie sind sich mit Ihren vielen Talenten viel zu lange in der Sonne gestanden.**

Warum denn? Ich lebe seit vielen Jahren von der Schreibmaschine in den Mund. Ihre Bemerkung geht davon aus, dass der Schriftsteller eigentlich für den Kritiker schreibt. Aber wer beim Schreiben immer auf Suhrkamp schießt, trifft die Tasten nicht.

**Sie sind als Arbeitstier bekannt. Was tun Sie eigentlich, wenn Sie nicht schreiben – oder ist Schreiben der natürliche Zustand des Charles Lewinsky?**

Sicher nicht, ich schreibe nur zur Bürozeit. Von 9 Uhr bis 11 Uhr 45 und von 14 Uhr bis mindestens 17 Uhr. Ich arbeite nie abends und habe in Frankreich zum Beispiel auch einen grossen Gemüse- und Blumen-Garten zu pflegen. Und ich will ja auch noch ganz viel lesen. Meistens lese ich zwei, drei Bücher parallel. Und in Zürich muss ich alle Zeitungen nachlesen, die ich mir hierher schicken lasse.

**Für die Weltwoche schreiben Sie den Fortsetzungsroman «Doppelpass». Das müssten Sie mitnichten. «Melnitz» wurde in Europa über 400 000 Mal verkauft und hat soeben auch den Prix Lipp, den wichtigsten Literaturpreis der französischen Schweiz, gewonnen. Warum tun Sie's trotzdem?**

Das ist ganz einfach: Ich kann einer technischen Herausforderung nicht widerstehen, genauso wenig wie ich an einem schwierigen Kreuzworträtsel vorbeigehen kann. Das muss gelöst werden.

**Sie schreiben auf Ihrer Homepage, also für alle zugänglich, dass Sie angefeindet wurden dafür, dass Sie «Doppelpass» in der Weltwoche erstveröffentlichen.**

Das stand zu erwarten. Es war ja zu manchen Zeiten auch schwer, die Weltwoche von einem Parteiorgan zu unterscheiden – und zwar nicht gerade einer Partei, der meine politischen Sympathien gehören. Aber da mir niemand in meinen Text hineinkorrigiert, weder stilistisch noch weltanschaulich, sehe ich darin kein Problem. Und zumindest in einem Punkt liege ich mit Roger Köppel auf derselben Linie: Wir machen beide gerne gerade das, was niemand von uns erwartet.

**Welche grösste Herausforderung erwartet Sie jede Woche beim Schreiben von «Doppelpass»?**

Das ist die Unabänderlichkeit. Wenn ich ein Buch schreibe, kann ich mitten drin fünf Kapitel zurückgehen und beschliessen: Nein, der heiratet die Frau gar nicht, er lernt sie überhaupt nicht kennen. Hier erscheint, was geschrieben ist, und was geschrieben ist, ist nicht mehr zu ändern. Robert Gernhardt hat mir einmal etwas gesagt, das mir sehr gefallen hat: «Gedichte schreiben ist wie Slalom fahren. Wir stecken uns die Stangen der Form in den Abhang und versuchen dann, herunterzukommen, ohne auf die Schnauze zu fallen.» Mit «Doppelpass» geht es mir sehr ähnlich. Ich versuche, herunterzukommen, ohne vor dem Ziel in den Fangnetzen zu landen.

«Tie Break»: Casinotheater Winterthur, ab 4. Juni. Lewinskys «Doppelpass» (Folge 28) auf Seite 64.

## ZUHAUSE IST, WO MAN SICH WOHL FÜHLT

Als regionale Privat- und Geschäftsbank pflegen wir das klassische Bankengeschäft wie unter Freunden: mit privatem Charakter, offen und erfolgreich. Schon seit 100 Jahren. Rufen Sie uns an: 0800 242 124

**CIC** BANQUE CIC | SUISSE |

CIC – La banque des connaisseurs

Basel, Freiburg, Zürich  
Genf, Lausanne, Locarno, Lugano, Neuchâtel

[www.cic.ch](http://www.cic.ch)

100  
1909 – 2009



## Familienidyll

Von *Daniele Muscicono*

Sonntagnachmittag, irgendwo in Wyoming. Amelia ist allein zu Haus. Die Flasche Cola, die unter dem Esstisch steht, hat sie ausgetrunken, den Blumentopf auf dem Tisch entlaubt bis auf ein doofes, rotes Ding. Amelia findet Sonntage öde. Und heute ganz besonders. Wieder mal gibt's keinen Strom, und der Fernseher ist ein leeres Auge.

Papa ist schon lange weg. «Love Dad» hatte er auf das Foto geschrieben, das er im Trailer zurückliess an dem Morgen, als Mama allein aufgewacht war. Damit Amelia wieder fröhlich sei, hatte Mama ihr Elmo geschenkt, einen Waisenen aus einem Krankenhaus. Und Abu, den Lemuren. Jetzt ist Amelia ein bisschen schlecht von dem vielen Cola. Der Magen macht komische Geräusche. Wo Mama nur bleibt?

Wie stellen wir uns eine dysfunktionale Familie vor? So vielleicht: ein verwahrlostes Kind, eine unaufgeräumte Wohnung, in die die Sonne nie durchdringt bis zu den staubigen Möbeln und dem verdreckten Fussboden, dem billigen Fusel, den Gazetten, dem Unterschichtsmüll?

Die Dinge scheinen, die Menschen meinen. Die Wahrheit hinter diesem Bild ist eine andere. Es ist, tatsächlich, die Geschichte von Amelia, genauer von Amelias Mutter, der anerkannten amerikanischen Fotografin und Fotoprosessorin Robin Schwartz. Seit ihre Tochter auf der Welt ist, porträtiert sie sie, und da das Kind eine grosse Liebe zu Tieren hat und die Mutter nicht weniger, begann die Künstlerin damit, Amelia beim Spielen mit ihren Freunden zu fotografieren. Bevor Amelia Robins Lieblingsmodell wurde, fotografierte und publizierte Schwartz vorzugsweise Affen («Like Us: Primate Portraits») und Hunde («Dog Watching»). Auf diesem Bild hier, in der Nachphase der Hunde und Primaten, Robin ist jetzt auf den Menschen gekommen, vergnügen sich evolutions-theoretisch genommen drei Generationen miteinander: ein Halbaffe, ein Primat und ein Menschenkind.

Das «Amelia-Projekt» von Schwartz, über die Jahre entstanden, versammelt Bilder aus einer fantastischen Welt, in der der Löwe neben dem Lamm liegt, um es biblisch zu sagen, oder, weltlich: wo kleine Mädchen wie ausgestopft wirken und wilde Tiere so putzig, als hätten sie ihre Zähne und Klauen bei der letzten Sintflut an Bord der Arche liegengelassen.

Evolution findet immer statt. Und sie ist nicht umkehrbar. Schade, eigentlich. Das glücklichste Wesen auf diesem Bild ist ohne Frage das zivilisationsfernste.

**Robin Schwartz:** *Amelia's World*, Aperture



**Verkehrte Welt:** «Amelia's World» von Fotografin Robin Schwartz.



## Formel der Schönheit

L'Oréal wird hundert Jahre alt. Der grösste Kosmetikkonzern der Welt ist so jung geblieben, dass ihm eine blendende Zukunft sicher scheint. Von René Lüchinger



«Weil ich es mir wert bin»: Auch der Werbeslogan ist ein Klassiker.

Die Geschichte mit dem gefärbten Haar ist so alt, wie es Frauen gibt. Von den Ägypterinnen weiss man, dass sie schon vor 4000 Jahren ihr Haar zu bedeutenden Anlässen färbten, die Griechinnen pflegten es mit Safran aufzuhellen. Die Römerinnen schlenderten als Blondinen durch die Ewige Stadt – möglich machte dies ein schäumendes Waschmittel aus Ziegenfett und Birkenasche. Heute färbt sich in der industrialisierten Welt jede dritte Frau und inzwischen auch jeder zehnte Mann regelmässig das Haupthaar. Jener Pariser Apotheker, der noch vor über hundert Jahren behauptete, Haare färben sei «ein Markt mit wenig Zukunft», lag also gründlich daneben. Hätte es noch eines Beweises bedurft – der Apotheker-gehilfe, der ihm ebendieses vorgeschlagen hatte, steht noch heute mit seinem Namen synonym für Haar- und Körperpflege.

Er hiess Eugène Schueller. Der Chemiker baute das Fundament für ein Unternehmen, das heute weltweit über 63 000 Mitarbeiter beschäf-

tigt, über 15 Milliarden Euro umsetzt und seine Beauty-Produkte in 130 Staaten dieser Welt vertreibt. L'Oréal ist an der Schwelle zum zweiten Jahrhundert seiner Geschichte so etwas wie der globale Standard der weiblichen Schönheit, in jedem Falle aber der weltweit grösste Kosmetikkonzern. Dass es so weit kommen und L'Oréal Paris zum Versprechen für die Makellosigkeit von Haut und Haar werden konnte, ist der Besessenheit des Naturwissenschaftlers zu verdanken: Im Paris der Belle Epoque, in einer kleinen Wohnung an der Seine, tüftelte Eugène Schueller an Formeln für die Schönheit der Frau im 20. Jahrhundert. Die Küche diente ihm als Labor, das Wohnzimmer als Schauraum, und als seine Experimente Erfolge zeitigten, gelang ihm 1907 ein unerhörter Wurf: ein erstes Haarfärbemittel, das die Pariser Damenwelt ohne Angst vor Nebenwirkungen für die Haarpracht auflegen konnte. Er nannte es «L'Auréale», was so viel heisst wie Glorienschein, und als er Jahre später für sein Unter-

nehmen einen Namen suchte, erinnerte sich Eugène Schueller wohl an diesen Klang der Verführung und taufte dieses L'Oréal.

Wissenschaft und Werbung, auf diesen beiden Prinzipien baute Schueller seine Firma. Fast so, als wäre weibliche Attraktivität ohne wissenschaftliche Präzision genauso wenig denkbar wie die schöne Verführung ohne werblichen Verstärker. So gesehen ist L'Oréal heute noch, gut fünf Jahrzehnte nach dem 1957 verstorbenen Gründer, ein Forschungslabor mit angeschlossenem Kosmetikkonzern. Was in einer Küche begann, hat mit den Jahren globale Dimensionen erreicht: Mittlerweile sind es 3268 Wissenschaftler in dreissig Disziplinen, Chemiker, Physiker, Biologen, Psychologen oder auch Völkerkundler und Soziologen, die in einer Art ganzheitlichem Ansatz für den Fortschritt der Forschung im Hause L'Oréal besorgt sind.

### Als wär's Alchemie

Sie forschen in Europa, den USA, Asien oder Südamerika in insgesamt 18 Forschungszentren, und für diese Wissenschaftler ist Haar nicht gleich Haar. Während in den USA, diesem Schmelztiegel der Rassen und Nationen, im Research Centre in Chicago die Experten den biologischen Unterschieden von Haut und Haar bei ethnischen Gruppen auf der Spur sind, wird im Research Centre im chinesischen Pudong das asiatische Haar analysiert. Aus dieser wissenschaftlichen Potenz resultieren Jahr für Jahr Hunderte von neuen Patenten, 628 waren es im Jahr 2008. Als wär's Alchemie, zaubern die Hexenmeister immer Neues aus dem Hut. Ambre Solaire etwa, die erste Sonnenschutzlotion, das erste seifenfreie Shampoo, die erste Kaltdauerwelle oder Anti-Aging-Gesichtscremen. Und der Werbeslogan «Weil ich es mir wert bin» ist mittlerweile ein Klassiker des Genres.

Mit den Jahren ist das Unternehmen angeschwollen, kein Preis ist zu hoch, wenn es darum geht, sich neue Luxusmarken einzuverleiben. Lancôme, Helena Rubinstein, Yves Saint Laurent, alle landeten bei L'Oréal, über zwei Dutzend Marken insgesamt. Eine schöne Bescherung, haben doch rührige Marktanalytiker festgestellt, dass zwar praktisch jede Frau auf der Welt Haarpflegeprodukte benutzt, aber erst jede zehnte Anti-Aging-Kosmetik im Badezimmerschrank stehen hat. Die restlichen neun auch noch von den Segnungen der modernen Kosmetik zu überzeugen, dieser Herausforderung stellt sich das Unternehmen. L'Oréal Paris, so viel scheint klar, hat auch nach hundert Jahren eine blendende Zukunft vor sich.

# Schokolade auf neuen Jeans

Von Jürg Zbinden

Die zarte Versuchung und der raue Denim haben einiges gemeinsam: Beide werden von Millionen kultisch verehrt und geliebt. Es gibt sie in unzähligen Varianten und in verschiedenen Preislagen. Nicht immer sind die teuersten Jeans die besten. Bei der Schokolade tendiert man stärker zum Glauben, die teurere möge auch die bessere sein. Wer einmal auf den Geschmack gekommen ist, sei es beim blauen Weltwunder oder auf der Schokoladen-seite, der ist kaum mehr davon abzubringen. Während die Jeans ein ganzjähriger Verkaufsrenner sind, ist die Schokolade drauf und dran, sich aus den kälteren Monaten zu lösen und sich ebenso im Sommer anzubieten, nicht nur in Glacéform. Schokoladeflecken auf neuen Jeans sind allerdings zu vermeiden.

1 — Ein Jahr lang hat G-Star am revolutionären Look gefeilt. Die «Arc Pant» entstand auf der Grundlage detaillierter Papierschnittmuster. Das Resultat im 3-D-Denim-Schnitt ist eine tiefsitzende, weite Hose, die sich dank verdrehter Seiten- und Innennähte um die Beine «windet». Die «Arc Pant» ist als Damen- und Herrenmodell in vielen verschiedenen Waschungen erhältlich. Der Preis: Fr. 489,90.

2 — Die «Knight Pant Slim White» ist ebenfalls von G-Star und taugt ihrem Namen zum Trotz nur für schlanke Hochbeiner, denn Weiss trägt auf – einmal ganz abgesehen davon, dass geschmolzene Schokolade auf einer weissen Denim-Hose sofort ins Auge sticht. Der Preis: Fr. 179,90.

3 — Die LC112 von Lee Cooper ist eine klassische 5-pockets-Jeanshose. Lee Cooper ist die älteste europäische Jeansmarke. Letztes Jahr feierte die Jubilarin ihren hundertsten Geburtstag. Der Preis: Fr. 139,-.

4 — «Ich will keine Schokolade, ich will lieber einen Mann!», krächte Trude Herr in ihrem Schlager von 1959 (ihr Wunsch sollte auf den Fidschi-Inseln endlich in Erfüllung gehen). Damen – und natürlich auch Herren –, denen die Sinne mehr nach Schokolade als nach einem Mann stehen, werden vom Basler Luxus-Chocolatier Beschle mit einer exklusiven Sommerkollektion verwöhnt: «Les Saveurs d'Été» sind Kompositionen mit Passionsfrucht, Himbeer oder Cassis Ganache, umhüllt von Schweizer Milkschokolade. Die fruchtig-süsse Leckerei kostet Fr. 29,-; [www.beschlechocolatier.com](http://www.beschlechocolatier.com).

1



4



2



3







Auto

## Unverschämter Klassiker

Das 325i-Cabrio von BMW war das Yuppie-Auto schlechthin. Bis heute ist sein Minimalismus kultverdächtig. *Von Ulf Poschardt*

Mein freundlicher Anlageberater bei der Bank hat Verständnis für meine mitunter kostspielige Leidenschaft für Autos. Da ich, wie angekündigt, gegen die drohende Inflation mit einem Blue-Chip-Cabrio Anlage und Genussrendite zu verbinden versuche, rief ich ihn an. Anstatt mir den Unsinn auszureden, unterstützte er mich. Dabei erzählte er, dass er selbst ein Cabrio fahre. Und zwar ein ziemlich interessantes: ein BMW-325i-Cabrio aus dem Baujahr 1987. Ein denkwürdiges Fahrzeug, begann doch mit dem offenen E30 das populäre Zeitalter des Yuppies. Bis heute ist das Urmo-

dell des Dreier-Cabrios das anmutigste und minimalistischste.

Herrn Pops Cabrio ist eine Kostbarkeit: Es sieht aus wie neu und hat lediglich 19 000 Kilometer auf dem Tacho. «Das werde ich als Oldtimer fahren», erklärt der sonst nüchterne Franke euphorisch. Er setzt – wie bei Aktien auch – auf sichere Dinge: Dieses Cabrio wirkt schon nach 20 Jahren unverschämt klassisch. Das strenge Design von Claus Luthe (der auch den grandiosen Ro 80 entwarf) unterstreicht die Wahlverwandtschaft zu Armani-Anzügen und Peter-Lindbergh-Fotos. Einen grösseren Kontrast zum aktuellen Dekonstruktivismus der Münchner Autobauer kann es kaum geben. Im Inneren gab es die dem Fahrer zugebognen Armaturen und die Ledersitze mit Seitenhalt, der auch bei anspruchsvollen Kurvengeschwindigkeiten Pilot und Beifahrer nie ins Rutschen kommen liess.

Der seidenweiche Sechszylinder-Motor, mit dem das Cabrio die E30-Baureihe 1985 startete, war für damalige Verhältnisse unverschämt sportlich und bot eine üppige Leistungsentfaltung. Der E30 war schon zuvor – wenn auch in

bescheidenem Umfang – von der schwäbischen Firma Baur umgebaut worden. Doch diese Varianten behielten einen Karosseriekäfig über den Köpfen der Insassen. In der fränkischen Provinz, wo ich zum Erscheinen des 325i-Cabrio gerade mein Abitur vorbereitete, war der offene BMW eine Innovation mit Sensationscharakter: Das Verdeck verschwand unter einer Klappe. Zwei Ecken von meinem Gymnasium entfernt starrte ich den ersten dunkelblauen 325i mit schwarzen Ledersitzen und lässigen Alufelgen an.

Bis heute überzeugen die BMW mit ihrer hohen Verlässlichkeit und einer hohen Nachfrage. Als Youngtimer mimt das 325i-Cabrio den Geheimtipp. Mein Bankberater hat sich richtig entschieden. Der etwas vorlaute Z1, der dem Erfolg des 3er-Cabrios folgte, hat auch seine Freunde, aber die erscheinen weniger solide. Beim Kauf sollte man auf Rost an den hinteren Radläufen achten und auf den bei Cabrios gerne undichten Kofferraum. Beim Händler auf den grossen Fanforen gibt es so gut wie alle Ersatzteile – auch ein neues Verdeck, das nach über 20 Jahren Hedonismus in der Sonne etwas zu viel Patina bekommen kann. Meinen Bankberater schätze ich seit unserer Fachsimpelei noch mehr. Wie solide er doch ist: und wie stoisch er meine Autoträume finanziert.

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### BMW 325i Cabrio (Baujahr 1987)

Hubraum: 2492 ccm  
 Leistung: 170 PS  
 Höchstgeschwindigkeit: 217 km/h  
 Preis: ab 7000  
 Franken für  
 gepflegte  
 Occasionen



## Der Rivale

Im Juni kommt das Google-Handy in die Schweiz. Endlich bekommt das iPhone echte Konkurrenz. *Von David Schnapp*

Wem Steve Jobs und seine Rollkragenpulli-Ansprachen egal sind, wer Apple-Benutzer für Mitglieder einer seltsamen Sekte hält, der er nicht angehören will, und wer trotzdem fast ein iPhone benutzen will, bekommt eine neue Möglichkeit. Mit dem sogenannten Android-Handy des taiwanesischen Herstellers HTC kommt ein Gerät in die Schweiz, das mit dem iPhone vieles gemeinsam hat und trotzdem in einer eigenen Liga spielt.

Schon der erste Eindruck des schönen weissen Telefons ist gut. Es ist etwas kleiner als das iPhone und hat auch einige wenige physische Tasten, etwa um Gespräche anzunehmen oder um direkt auf die Google-Suchfunktion zu gelangen. Ausserdem hat das kleine Weisse einen Trackball, mit dem man sich durch die Benutzeroberfläche navigieren kann. Das ist praktisch, aber Blackberry-Benutzer wissen: Der Trackball ist anfällig, Staub und Schmutz machen ihm zu schaffen.

Natürlich hat das Google-Handy einen Touchscreen, der leider nicht ganz so brillant ist wie der des iPhone. Die Bedienung schafft man leicht und schnell auch ohne Konsultation der Gebrauchsanweisung. Sehr einfach ist das Kopieren von Musik oder Filmen vom Computer auf das Telefon. Dazu braucht es nicht mal eine Software, das HTC Magic erscheint als USB-Laufwerk und kann dann einfach mit Inhalten gefüllt werden. Wer Spiele

oder andere nützliche Anwendungen sucht, wird auf dem «Android Market» fündig, ähnlich wie im «App Store» von Apple gibt es hier eine Menge mehr oder weniger sinnvolle Programme für das Leben mit dem Telefon. Selbstverständlich sind Funktionen wie Google-Talk, Maps oder Gmail bereits auf dem Telefon installiert.

Für die Synchronisation von Kontakten braucht es einen Google-Account bzw. Windows Outlook, so entkommt man zwar dem iTunes-Zwang von Apple, muss dafür aber bei einer anderen grossen Technologiemarke andocken. Es gibt Leute, die sehen ja schon bei Cumulus-Punkten unheimliche Mächte auf ihr Leben zugreifen. In diesem Fall muss man wohl auf so etwas wie ein Google-Handy verzichten. Für alle andern, die, aus welchen Gründen auch immer, nichts mit Apple zu tun haben wollen, sei das HTC Magic als iPhone-Alternative empfohlen. Von allen bisher angekündigten iPhone-«Killern» ist das Magic sicher eines der besten Geräte.

**HTC Magic Android.** Quad-Band GSM/GPRS/EDGE. HSDPA, Bluetooth, Wi-Fi. USB-Anschluss. 3,2-Zoll-Touchscreen. 3,2-Megapixel-Kamera. Li-Ionen-Akku. Micro-SD-Speicherkarte. G-Sensor, GPS, Kompass. Mit Swisscom Natel Liberty Grande inkl. 8 MB Speicherkarte Fr. 149.–, Preis ohne Abo Fr. 799.– (erhältlich auch bei Sunrise und Orange). [www.swisscom.com](http://www.swisscom.com), [www.htc.com](http://www.htc.com)



*Unheimliche Mächte:* Google-Handy HTC Magic.

## Ziselierter Hammer

*Von Peter Rüedi*



Da habe ich erst vor zwei Wochen eine Lanze dafür gebrochen, wir sollten uns mit etwas mehr Courage zu den eigenen Marotten bekennen. In meinem Fall gehört zu denen eine sinistre Vorliebe für tanningepanzerte kleine Margaux oder Haut-Médocs, die mir, vor mindestens zehn Jahren Lagerung getrunken, den Hemdzipfel sonstwo reinziehen. Sagen wir: einen Labégorce Zédé. Und jetzt das. Die Flasche aus den Terrasses du Larzac (nördliche Coteaux du Languedoc, westlich von Montpellier), «Las Flors de la Pèira», ist dazu das absolute Gegenstück: sieben Deziliter pure handgreifliche Verführung (eben nicht die auf dem Umweg über spröde Verweigerung). Der junge Betrieb heisst im Volltext La Pèira en Damaisèla. Das ist okzitanisch und ein Ausdruck aus dem Bauhandwerk: *Placer une pierre en demoiselle* meint so viel wie einen Stein so in die Mauer zu setzen, dass die schönste Seite aussen liegt. Das kann auch önologisch ein Programm sein.

Das junge Team, der Weinmacher Jérémie Depierre, die Juristin Karine Ahton und der australische Pop- und Crossover-Musiker Rob Dougan (!), produziert seit 2004 unter der Beratung des omnipräsenten Claude Gros auf ein paar Hektaren steiniger Kalkböden des Plateaus von Larzac Weine, die mit ihren Reizen nicht geizen. Im Fall von «Las Flors» 2006 ist es eine Syrah-Grenache-Mourvèdre-Cuvée, deren Frucht den Mund gewaltig voll nimmt (meinen nämlich), immer üppiger anschwillt, lang und länger nachhallt. Das klingt nach einem Wein ohne Geheimnis, dessen Potenzial aus allen Miedern quillt. Irrtum. Bei La Pèiras «Flors» ist zu lernen, dass ein hoher Alkoholgehalt einen Wein nicht unbedingt mastig macht und es eine andere Süsse gibt als die von Marmelade. Dass ein Wein, salopp gesagt, ein Hammer sein kann und dennoch so transparent, strukturiert, mit genügend Säure ausbalanciert, dass ich ihn mit steigendem Vergnügen austrinke, ganz für sich (und mich) allein. Wo ich doch bei ähnlichen Affichen nach einem Glas alle viere von mir strecke. Vom 2006 wurden gerade mal 5500 Flaschen abgefüllt.

**Las Flors de la Pèira 2006, Terrasses du Larzac, Coteaux du Languedoc.** 14,5%. Les Grands Vins Wermuth, Zürich. Fr. 45.– ([www.wermuth.ch](http://www.wermuth.ch))

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Alex Capus:** Der König von Olten  
(*Knapp*)
- 2 (2) **Michael Theurillat:** Sechseläuten  
(*Ullstein*)
- 3 (-) **Donna Leon:** Das Mädchen  
seiner Träume (*Diogenes*)
- 4 (3) **Judith Hermann:** Alice (*Fischer*)
- 5 (5) **Daniel Glattauer:**  
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (4) **Martin Suter:**  
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 7 (6) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar  
(*Fischer*)
- 8 (-) **Tess Gerritsen:** Grabkammer (*Limes*)
- 9 (-) **Nicholas Sparks:** Für immer  
der Deine (*Heyne*)
- 10 (7) **Fred Vargas:** Der verbotene Ort (*Aufbau*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:**  
Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein  
(*Edition Fona*)
- 3 (3) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 4 (4) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**  
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 5 (-) **Per O. Enquist:** Ein anderes Leben  
(*Hanser*)
- 6 (5) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 7 (6) **Ernst J. Schneider:** Zivilgesetzbuch,  
Obligationenrecht (*Orell Füssli*)
- 8 (9) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Droemer Knaur*)
- 9 (7) **Pape, Schwarz, Trunz-Carlisi:**  
Schlank im Schlaf für Berufstätige  
(*Gräfe und Unzer*)
- 10 (-) **Reto U. Schneider:** Das neue Buch der  
verrückten Experimente (*Bertelsmann*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Media Control

### Apropos: Enzensberger

Im November wird er achtzig, doch das ist kein Grund für Hans Magnus Enzensberger, seinen Gedichtband «Rebus» nicht mit einer Publikumsbeschimpfung ausklingen zu lassen. Altersmilde? Falsch gehofft. Im Übrigen ist seine lyrische Lebensbesichtigung natürlich von dem schneidend kühlen Ton getragen, den er so unnachahmlich beherrscht. Enzensberger ist ein Gedankenlyriker, ein Kopfarbeiter, idealistische Überhöhung ist seine Sache nicht. Schon das Cover, eine Aufnahme der Grosshirnrinde, macht klar: Hier sieht sich einer beim Denken zu und stellt die Bilanz eines Lebens mit unerschütterlicher Skepsis fest: «Das soll *der* sein? sagen die andern / ... / Und sie haben recht. Keiner von uns / ist der Richtige. Mehr schlecht als recht / nehmen wir den Platz der Toten ein / ... / Auch dieses Gedicht steht natürlich / nun an der Stelle des richtigen / das noch auf sich warten lässt.» (MD)

## Literatur

# Die Vater-Karte

Ursula Priess arbeitet die oft sehr schwierige Beziehung zu ihrem berühmten Vater Max Frisch auf – mit seinen literarischen Mitteln. Von Julian Schütt

Aus Versehen begrüsse ich sie mit «Frau Frisch» und werde umgehend zurechtgewiesen: «Nein. Priess ist mein Name.» So beginnt das Gespräch schon fast wie ein Roman ihres Vaters. Statt «Ich bin nicht Stiller» heisst es nun «Ich bin nicht Frisch». Für Aussenstehende mag das ein verzeihlicher Fauxpas sein, wenn man die Person, die unzweifelhaft Frischs älteste Tochter ist, die in Kürze eine «Bestandsaufnahme» über ihr Verhältnis zum Vater veröffentlichen wird und die sich darin Frischs Stoffe, seine Sprache, ja sogar feinste stilistische Nuancen wie die häufigen Gedankenstriche am Ende eines Satzes zu eigen macht, als Frau Frisch anspricht.

Aber es ist ein Fauxpas, wenn man sich die gemeinsame Geschichte oder eher Nicht-Geschichte zwischen Vater und Tochter vor Augen hält. Ursula ist elf, als Max Frisch Mitte der fünfziger Jahre die fünfköpfige Familie verlässt. Den Beruf des Architekten hat er zuvor schon aufgegeben, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Sie wächst mit ihren beiden jüngeren Geschwistern bei der Mutter auf. Doch in der öffentlichen Diskussion ist der Vater allgegenwärtig, gefeiert von den einen, als Nestbeschmutzer beschimpft von den andern. Und die Familie ist dauernd mit verstrickt, obwohl Frisch nur wenig über sie verrät, und wenn er es tut, ist das Ausgelassene oft schmerzhafter als das Ausgeführte.

#### «Zufällig mein Erzeuger»

Ursula Priess schreibt, sie habe sich nie vorbehaltenlos über die Werke ihres Vaters freuen können, trotz sehr persönlicher Widmungen. Mit jedem Buch nimmt die Angst vor Verletzung, Enttäuschung, Zurückweisung, Distanzierung zu. Frischs Erzählung «Montauk» ist dann für sie der Auslöser, um die Beziehung zum Vater («was hatte ich mit dem Mann zu tun – nur weil er zufällig mein Erzeuger ist») abubrechen. In «Montauk» stehen für sie Äusserungen mit verheerender Wirkung, so wenn Frisch unter dem Satz «Was er alles nicht beschrieben hat» beschreibt, dass er sich als jüngerer Mann Kinder «nicht eigentlich gewünscht» habe – «die schlichte Nachricht, dass ein Kind gezeugt worden ist, hat mich gefreut: der Frau zuliebe».

Aber genau diesen für sie einst verheerenden «Montauk»-Text benutzt Ursula Priess nun als Vorlage für ihr eigenes Erinnerungsbuch, verwendet mit zu Beginn irritierender Selbstverständlichkeit Themen, Techniken und den

Ton Frischs, «bespielt» Formen und Inhalte neu, wie sie im Gespräch mit der *Weltwoche* sagt. So schildert sie in der Eingangssequenz – genau wie der Vater – ein noch geschichtsloses Tête-à-Tête, dessen Reiz darin besteht, dass beide Seiten wenig voneinander wissen. Gerade diese vermeintlich leichte Gegenwart führt nun aber dazu, dass die Erzählerin von der Vergangenheit eingeholt wird. Anders als bei Frisch scheint jedoch in Ursula Priess' Text der erste Satz zugleich der Anfang vom Ende der Bekanntschaft mit ihrem Begleiter zu sein: «Der Frisch also, der ist Ihr Vater!?» Dieser Ausspruch des Gegenübers wirft die Erzählerin auf ihre lange, prekäre Geschichte mit dem eigenen Vater zurück. Sie erschrickt doppelt, zum einen über sich selbst, weil sie immer wieder die «Karte Vater» ausspielen muss, zum andern über den andern, der ohne Vornamen nur von «dem» Frisch spricht, aber nicht minder erschrocken scheint. Schliesslich stellt sich heraus, dass ihr Begleiter einst mit Ingeborg Bachmann in engem Verhältnis stand, womöglich sogar in der Zeit, in der auch Frisch mit der Dichterin liiert war. Wieder das Verstrickungsmotiv – es beherrscht den Text von Ursula Priess.

Sie will, bald zwanzig Jahre nach Frischs Tod und etwa im selben Alter, in dem dieser war, als er «Montauk» schrieb, kein Enthüllungsporträt des Vaters oder der Familie liefern. Tatsächlich enthalten die biografischen Fakten und Einschätzungen, die sie schildert, wenig Unbekanntes oder gar Pikantes. In ihrer Bestandsaufnahme interessiert sie sich einzig für die Beziehung zum Vater und des Vaters zu ihr, darüber hinaus für Beziehungen zu Menschen, mit denen Frisch eine Beziehung hatte. Ein Buch der schwierigen Beziehungen also, aber zum Glück kein Buch der Abrechnung. «Das wollte ich unbedingt vermeiden», sagt Ursula Priess im Gespräch, «mein Text ist weder Anklage noch Rechtfertigung.» Es ist vielmehr ein Unterton darin, der ausdrücken soll, «wie schlecht wir beide es miteinander gemacht haben – ein Unterton der Reue».

Oft ohne explizite Ausführung habe der Vater ein Bild von der Tochter produziert, unter dem sie Jahrzehnte litt. Dabei sprach er doch unentwegt vom Bildnisverbot und behauptete, nur in der Liebe halte man es ohne Bildnis aus. Es gibt verschiedene Stadien, wie der Vater die Tochter «festgeschrieben» hat: Zu Beginn ist sie das adoleszente «Juwel auf seinem Krönlein», das in die Theaterproben zu «Bieder-



Von der Vergangenheit eingeholt: die älteste Tochter Ursula (l.) mit Vater Max und Mutter Gertrud Anna Constance Frisch.

mann und die Brandstifter» mit darf. Doch irgendwann beginnt das Groupie zu rebellieren, geht seinen eigenen Weg.

Ursula verlässt die Schweiz, lässt sich in Norddeutschland nieder, wo sie heute noch lebt. Sie engagiert sich in der heilpädagogischen Bewegung, beschäftigt sich viele Jahre mit gesunder Ernährung. In ihrem Buch schildert sie einen Zornausbruch Frischs, der für gesunde Ernährung nichts übrighat. Ihn stört das Besserwiserische, Elitäre daran – das Volk, so soll er argumentiert haben, könne sich derlei Kapriolen nicht leisten. Man bekommt den Eindruck, als sei das für ihn nur der abgehobene Zeitvertreib eines typischen Wohlstandskindes gewesen.

Die Tochter hat Mühe mit der öffentlichen Figur Frisch. Sie erhält von ihm zu verschiedenen Anlässen zwar bewegende Briefe, hat aber das Gefühl, dass die irgendwie auch schon für die Nachwelt geschrieben sind. Zudem fühlt sie sich als potenzielles literarisches Material, als Objekt des Schriftstellers. Und sie erlebt Situationen, in denen sie als Frischs «Stellvertreterin» behandelt wird und sich für seine Äusserungen oder Handlungen rechtfertigen soll.

Das Bild, das der Vater sich von ihr machte, hat die Tochter oft wie einen Sieg empfunden,

den er über sie feiern wollte. Und es sei schwer, sagt sie bei unserer Begegnung, die Siege der Eltern rückgängig zu machen. Irgendwann habe sie aber akzeptieren können, dass es in jedem Leben solche Prägungen gebe. Sie seien auch eine Chance. «Nun endlich traue ich mich selber an die Öffentlichkeit, und ich gebe dem Vater das Bild, das er von mir hatte, gleichsam zurück, und zwar mit seinen Mitteln – das ist der etwas kecke Ansatz meines Buches.»

### Frei von Revanchismus

Zahlt sie ihm also sein Bild von ihr mit ihrem Bild von ihm zurück? Nein, ihr Buch ist frei von Revanchismus. «Ich will nun nicht meinerseits den Vater wieder in ein Bild fixieren.» In ihrer Bestandsaufnahme entwirft sie verschiedene, sich mitunter auch widersprechende Bilder ihrer Beziehung zum Vater, lässt sie nebeneinander stehen und hofft, dass dieser so in ihrem Text von einem blossen Objekt wieder zu einem eigenständigen Subjekt wird. «Sturz durch alle Spiegel» nennt sie ihr Buch – ein Frisch-Zitat. Gemeint ist damit, wie sie im Gespräch erläutert, vor allem «der Sturz durch alle Selbstbilder».

Sie hat Erfahrungen mit und wegen dem Vater gemacht und dafür nun Geschichten gesucht (ebenfalls ein bewährtes Frisch-Verfah-

ren). Auf diese Weise entgeht sie der Gefahr, sich als Opfer desselben zu inszenieren.

Im Zeitalter von *appropriation art*, Coverbands und Remakes wird gewiss niemand daran Anstoss nehmen, dass Ursula Priess sich bei ihrem Vater bedient, zumal ihr Erinnerungswerk weit mehr bietet als nur die Bestätigung, dass Frischs literarische Mittel nach wie vor funktionieren. Ihr Buch bewegt – und darin liegt eine gewisse Ironie – hauptsächlich in den unmittelbaren Tochter-Vater-Erinnerungen oder den Passagen über die Begegnungen mit Ingeborg Bachmann, während jene Episoden meist blass bleiben, in denen die Autorin nur von sich schreibt.

Haben wir es folglich mit einer Ein-Buch-Schriftstellerin zu tun, die lediglich spannend ist, solange sie von Max Frisch spricht? Ursula Priess winkt entschieden ab: Sie habe schon manche Sachen geschrieben, nur nicht veröffentlicht. Und sie will weiterschreiben. «Sie werden mir glauben, ich habe auch andere Themen als den Vater.»

**Ursula Priess:** Sturz durch alle Spiegel. Eine Bestandsaufnahme. Ammann. 171 S., Fr. 30.50

## Trance durch harte Arbeit

Von Peter Rüedi

Ihn umgibt die Aura des Gurus. Weil Jon Hassells musikalischer Kosmos so offen ist und weil darin so viele unterschiedliche Elemente amalgamiert werden, dass sich die Verbindung am Ende ausnimmt wie ein neues, kann fast jeder das seine aus dieser Musik heraushören. Hassell, geboren 1940, für den Studien bei Stockhausen ebenso wichtig waren wie solche mit dem klassischen indischen Sänger Pandit Pran Nath oder die Erfahrungen mit minimalistischen Komponisten wie Terry Riley oder La Monte Young, liebt das Fließende, die Aufhebung der Ränder. Nur schon sein Trompetenton! Durch spezielle Mundstücke, Fingertechniken und vor allem elektronische Mittel verflüssigt er ihn so, dass ein Ansatz kaum mehr wahrzunehmen ist. Als hätten die Sounds keinen Anfang und kein Ende. In seine warmen, extrem weichen Linien fließen die unterschiedlichsten Quellen (ethnische Musiken, E-Musik-Avantgarde, ein Nachhall von elektrischem Miles Davis) zu dem zusammen, was er «Fourth World» nennt. Das klingt nach irgendwie und irgendwo, nach «Third Stream» und «World Music». Weil sich aus dieser ebenso hypnotischen wie entgrenzten Musik alles heraushören lässt, bietet sie sich auch für alle Schlagwörter an.

Doch die Sache ist komplexer. Hassell hat einen Hang zu östlicher Mystik, und so trägt seine neue CD, die erste bei ECM seit einem Vierteljahrhundert, den suggestiven Titel «Last Night the Moon came dropping its Clothes in the Street», eine Zeile des mittelalterlichen persischen Mystikers Jalaliddin Rumi. Andererseits: Hassells Musik ist nicht grenzenlos, sie ist entgrenzt, d.h. das Resultat von Absicht und Arbeit. Hassell ist ein Meister der Montage. Was sich wie ein grosser Fluss anhört (in dem sogar Reminiszenzen an Ellington schwimmen), ist zusammengesetzt wie ein Film: aus Studioeinspielungen als Kern, dazu Live-Aufnahmen aus London und Belgien und Teile aus einem Soundtrack für einen Film von Wenders. Hassells Musik mag Trancen auslösen oder auch nur Tagträume, aber sie ist nicht aus einer entrückten Vision entstanden, sondern in handfester Kleinarbeit.



**Jon Hassell:** Last Night the Moon came dropping its Clothes in the Street. ECM 2077 1792636

## Heavy Metal

«Terminator Salvation» ist purer Gigantismus. Visuell betörend, inhaltlich weniger. Von Wolfram Knorr



**Böse Cyborgs im Nacken:** Sam Worthington als Terminator Marcus Wright.

Die Monumentalkunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts war patriotische Optimierungssucht: immer höher, immer riesiger, immer mächtiger. Hollywood unterliegt einem ähnlichen Zwang. Die Helden müssen immer kolossaler, gigantischer, stählerner über die Leinwand karriolen, in ähnlicher Frontalität wie die Riesendenkmäler. Um dem Steigerungswahn das ihm tendenziell innewohnende Faschistoide zu nehmen, müssen die Kintopp-Kraftmeier zweifeln und leiden. Der Optimierungsprozess muss trotzdem weiter vorangetrieben werden. Jüngste Steigerung: «Terminator Salvation».

Man erinnert sich: Arnold Schwarzenegger als Cyborg, der aus der Zukunft kommt, um Sarah Connor im Jahre 1984 zu töten, bevor die ihren Sohn John gebären kann. Denn John könnte ein gefährlicher Rebellenführer werden. Die Maschinen-«Rasse» will in ihrer Zukunft Ruhe. John kommt aber zur Welt, und in «Terminator 2» ist Arni ein guter Cyborg, der jetzt John vor bösen und perfekteren Cyborgs schützen muss, die den armen Jungen noch immer «terminieren» müssen. In «Terminator 4» («Salvation») ist nun John Connor ein gestandener Mann (Christian Bale), den die Maschinen weiterhin zu killen versuchen. So gesehen sind die Maschinen trotz Superhightech Schnarchbüchsen. Die Erde ist inzwischen, auf der Höhe der Zeit, ein gigantischer

Abwrackprämiens-Schrottplatz. Überall Blech und Stahl und Eisen; Heavy Metal pur, mit einer kräftigen Brise Punk und rustikalem Fabrikloft-Design. Und alles in betongrauem und bläulichem Waffen-Metall-Schimmer-Farbstich-Ambiente.

Metallene Riesen mit rotglühenden Augen kehren die Menschen wie liegengebliebenen Unrat eines Vandalen-Festplatzes zusammen und befördern sie krachend und kreischend mit Megatonnen-Baggerkrallen und Stahlnetzen zur Müllabfuhr. Der gute alte Cyborg war wenigstens noch dämonisch, die tosend-knerzenden Dampfhammer-Rübezahl sind nur noch bizarr. Aber das ist wurscht. Der Drang zur ewigen Steigerung ist der Traumfabrik nun mal genauso einprogrammiert wie den Maschinen. Beide wollen das pure, sprachlose, einschüchternde Staunen. So kam auch Schwarzenegger, der als Gouverneur andere Prioritäten hat, zu seinem Cameo-Auftritt – als perfekt animierte Täuschung. Visuell ist das betörend, inhaltlich kaum. «Terminator Salvation» ist ein Sammelsurium erfolgreicher Motive, von «Planet of the Apes» über «Mad Max» und «Alien» bis zu «Transformers» und «I Am Legend». Aber Selbstoptimierungsfanatiker nehmen auch alles: Dopingmittel, Botox, Viagra, Silikon.

**Terminator Salvation.** Regie: McG. USA, 2009

# Deutsch für alle

Als ehemaliger Chefkorrektor der *Weltwoche* hat Max Wey den Fehlern ganzer Generationen von Journalisten den Garaus gemacht. Nun legt er ein amüsantes Buch zur Rechtschreibung vor.



Was ist richtig, was falsch? Max Wey.

Dreissig Jahre lang hat Max Wey Zeitungen korrigiert, zuletzt als Chefkorrektor der *Weltwoche*. In dieser Zeit hat er viele Journalisten kommen und einige Chefredaktoren gehen sehen. Unzählige Fehler von Journalisten und Autorinnen sind seinem Rotstift zum Opfer gefallen. Was er dabei gelernt hat, soll den Leserinnen und Lesern eines neuen Buches zugutekommen. Nach den jahrelangen Streitereien um die Rechtschreibreform ist einige Unsicherheit entstanden. Was ist denn nun richtig und was falsch, und warum ist heute richtig, was früher falsch war? Wer Freude an der deutschen Sprache hat, wird sich vermutlich gerne auf dieses amüsante, aber anspruchsvolle Frage-und-Antwort-Spiel einlassen. Zwar kann man sich mit Rechtschreibfehlern blamieren, der Autor ist aber der Erste, der gerne bereit ist, zuzugeben, dass es Wichtigeres gibt als die Rechtschreibung. Wie man sich ausdrückt, ist allerdings nicht egal, der Sprache sollte man Sorge tragen. Viel Vergnügen beim Fragenbeantworten.



Max Wey: Deutschstunde. Fragen für alle. Echtzeit. 136 S., Fr. 32.– Für *Weltwoche*-Leser und -Leserinnen 28 statt 32 Franken: [www.echtzeit.ch/weltwoche](http://www.echtzeit.ch/weltwoche)

## Fragen

### Deutsch ...

#### ... für Anfänger

Macchiavelli, Pinocchio, Latte macchiato. In welchem Wort ist ein c zu viel?

#### ... für Fortgeschrittene

Hält die Beziehung länger, wenn man sich Knall auf Fall oder Knall und Fall verliebt hat?

#### ... für Besserwisser

«So schlimm wird es schon nicht gewesen sein.» Mit welcher Zeitform haben wir es hier zu tun?

#### ... für Journalisten

Die Israelis sagten, die Palästinenser hätten das Feuer zuerst eröffnet. Welches Wort könnte man leicht einsparen?

#### ... fürs Büro

Was ist von der Form «unsere Mitgliederinnen» zu halten?

#### ... für Deutsche in der Schweiz

Warum hat Dürrenmatt eine Szene umgeschrieben, in der das Wort «Morgenessen» vorkommt?

#### ... für Gourmets und Gourmands

Was in Deutschland Schlachtplatte oder Schlachtfest genannt wird, ist bei uns ...

#### ... für Stilisten

«Es ist ein sehr wesentlicher Unterschied, ob man eine Million Pesos, eine Million Rupien oder eine Million Euro auf dem Konto hat.» Ist der Unterschied wirklich so gross?

#### ... für Rechtschreibprofis

Schnell wird man unsicher, was richtig ist: Rhythmus, Rythmus, Rhythmus oder Rytmus?

#### ... für Anglizismenhasser

Selbst Autos werden heute als sexy bezeichnet. Aber wenschon Sexyness, dann richtig. War das jetzt richtig?

## Antworten (bitte Heft drehen)

... für Anglizismenhasser  
Nein, richtig ist: Sexiness.

... für Rechtschreibprofis  
Rhythmus. Dieses Wort wurde von den Rechtschreibreformern nicht belästigt.

... für Stilisten  
Er ist wesentlich, das heisst besonders wichtig. «Sehr» kann man gut und gerne weglassen.

... für Gourmets und Gourmands  
Eine Metzgerei.

... für Deutsche in der Schweiz  
Ein Schauspieler meinte, das sei kein deutsches Wort. Flugs schrieb Dürrenmatt um: «Romulus: Das Morgenessen./Pyramus: Das Frühstück./Romulus: Das Morgenessen. Was in meinem Haus klassisches Latein ist, bestimme ich.»

... fürs Büro  
Gar nichts. Da wird mit der sprachlichen Gleichbehandlung von Mann und Frau übertrieben. «Mitglied» ist sächlich.

... für Journalisten  
«Zuerst» – wer das Feuer eröffnet, schiesst zuerst.

... für Besserwisser  
Mit dem Futur II wird eine Vermutung über etwas Abgeschlossenes ausgedrückt.

... für Fortgeschrittene  
Sprachlich gesehen besteht kein Unterschied. Die Wendung entstammt der Jägersprache. «Knall und Fall» ist die ursprüngliche Form. «Knall auf Fall» ist unlogisch, erfolgt doch zuerst der Knall, dann der Fall.

... für Anfänger  
In «Machiavelli».

Deutsch ...

## Kreuzlingen

Mike Keita war schon einige Monate ohne Papiere in der Schweiz. Aber jetzt wollte er versuchen, an dieser Situation etwas zu ändern. «Doppelpass», Folge 28. Von Charles Lewinsky

Das Gebäude sah aus wie ein Bunker. Wie eine Festung. Wie ein Gefängnis. Natürlich, es gab hier keinen Stacheldraht und keinen Wachturm wie in dem Lager, in dem er in Spanien interniert gewesen war, und trotzdem ... Im Vergleich zu diesem Betonklötz kam ihm das in der Erinnerung vor wie ein Urlaubsort.

Er hatte lang hin und her überlegt und war schliesslich doch nach Kreuzlingen gefahren. Der Mann, der mit ihm in diesem Krankenzimmer gewesen war, hatte ihm das geraten, und das war ein Journalist, der musste sich auskennen.

«Stell einen Asylantrag», hatte er gesagt. Und das konnte man – ausser am Flughafen in Zürich – nur in Chiasso, in Vallorbe, in Basel und eben hier in Kreuzlingen.

Aus dem Zug ausgestiegen, hatte er einen Mann angesprochen, um sich nach dem Weg zum Empfangszentrum zu erkundigen. Er hatte die Frage nicht einmal stellen müssen, als ihm der Mann schon die Richtung wies. Man sah ihm wohl an, wo er hin wollte.

Ein imposantes Gebäude. Es erinnerte ihn ein bisschen an ein Schloss, das er in der Schreinerei auf einem Kalenderblatt gesehen hatte. Und ein bisschen an ein Getreidesilo.

In dem Glaskasten am Eingang zwei uniformierte Männer. Soldaten oder Polizisten. Dunkelblaue Uniformen mit hellblauen Hemden. Ein Fallschirmjäger-Béret auf dem Kopf und daran das Abzeichen ihrer Einheit.

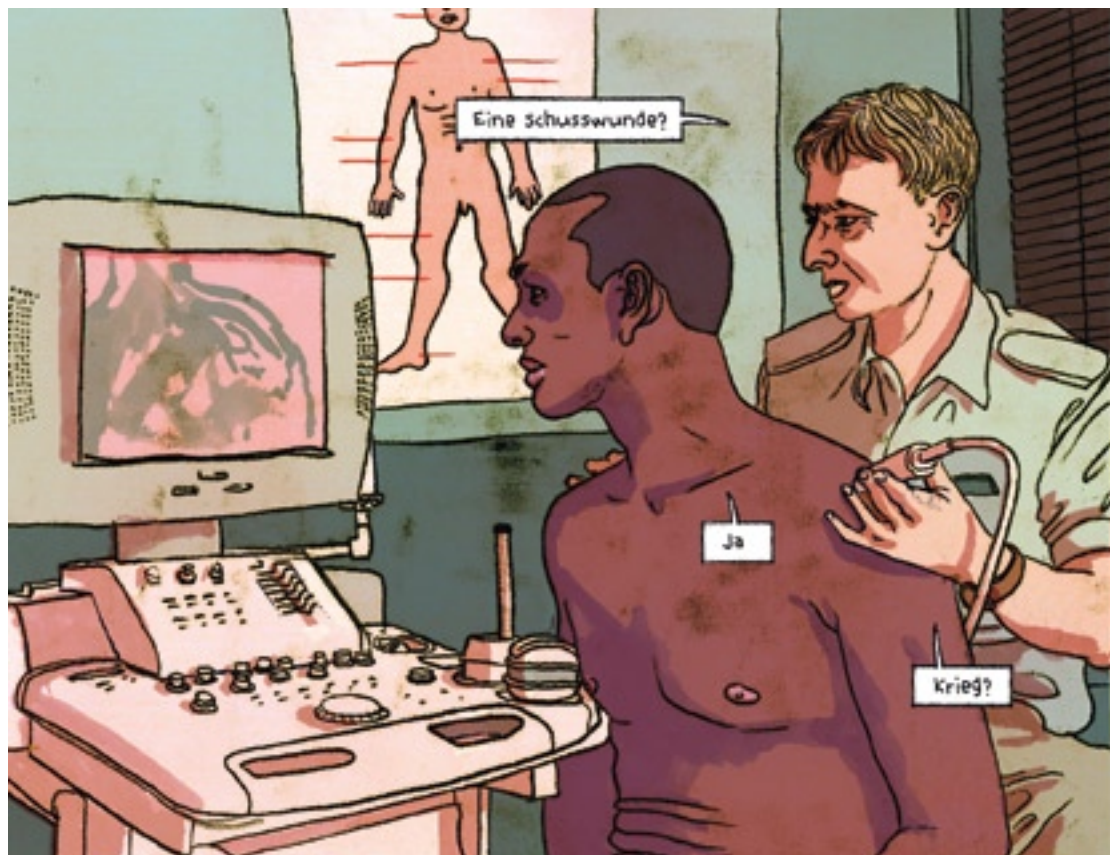
Securitas.

Eine Elitetruppe, wahrscheinlich.

Vor ihm warteten schon mehrere Leute. Auch ein Ehepaar mit einem kleinen Mädchen. Europäer.

Er versuchte mit ihnen zu reden, aber sie verstanden ihn nicht. In der kleinen Kirche zu Hause hatte es einen Geistlichen gegeben, der sich europäischer gab als alle Missionare, obwohl er doch aus dem Nachbardorf stammte. Der hatte einmal die Geschichte vom Turmbau zu Babel erzählt. Wo sich die Menschen nicht mehr verstehen, weil jeder eine andere Sprache spricht. So kam es ihm vor.

Aus dem Innern des Gebäudes hörte man immer wieder eine Lautsprecherstimme. Es klang ein bisschen wie am Bahnhof, wenn die Züge angesagt werden. Nur dass es hier wohl nicht um Eisenbahnen ging, sondern um Menschen.



Die Abfertigung war zügig. Man musste nur «Asyl» sagen, egal in welcher Sprache, und schon lief eine gutgeölte Maschine an. Man bekam einen Zettel mit Informationen in die Hand gedrückt und wurde in eine Art Wartezimmer begleitet. Natürlich kein Wartezimmer mit bequemen Stühlen und Zeitungen, so wie er das im Krankenhaus erlebt hatte. Hier war man auf längere Aufenthalte eingerichtet. Ein Wartezimmer mit Übernachtungsmöglichkeit. Er zählte zwanzig Kajütenbetten.

Es gab hier nur Männer. Deshalb hatte man wohl auch am Empfang das Ehepaar getrennt, obwohl die Frau geweint und geschrien hatte. Mike fragte sich, ob ihr kleines Kind wohl auch hätte bei ihr bleiben dürfen, wenn es ein Junge gewesen wäre und kein Mädchen.

Der Raum war eng für die vielen Leute. Aber dass sie einem hier kein Hotelzimmer anbieten konnten, das musste man verstehen.

Die Betten schienen alle belegt. Dann machte der Beamte, der ihn hierher begleitet hatte, eine ungeduldige Bewegung, und ein unrasierter Mann räumte grummelnd mehrere Plastiktüten von einer oberen Matratze. Mike dankte ihm, ohne eine Reaktion darauf zu bekommen. Entweder verstand ihn der Mann nicht, oder er wollte ihn nicht verstehen.

Es waren mehrere Afrikaner in dem Raum, aber keiner aus seinem Land. Das war auch nicht zu erwarten gewesen.

Mit einigen der Männer konnte man sich unterhalten, aber besonders geschäftig war keiner von ihnen. Mike kannte das aus dem spanischen Lager. In den ersten Tagen hatten sie alle nur sehr wenig miteinander geredet.

Später hatte sich das dann geändert, nach zwei Wochen oder dreien.

Aber so lang würde er hier ja nicht bleiben.

An der Wand eine grosse Uhr. Weil man die Zeit so deutlich ablesen konnte, schien sie besonders langsam zu vergehen.

Die Lautsprecherstimme, jetzt konnte er sie verstehen, bestellte die Leute zu verschiedenen Terminen und Untersuchungen. Sie sprach alle Namen, egal aus welchem Land sie kamen, mit derselben Betonung aus, und das hatte, auf seltsame Weise, etwas Hoffnungsvolles. Wie der erste Schritt zu einer Einbürgerung.

Am Nachmittag hörte er schliesslich auch seinen Namen. «Zur sanitärischen Eintrittsuntersuchung», sagte die Stimme.

Er kletterte von seinem Bett – es gab in dem Raum nur wenige Stühle, und die waren alle mit Kleidern und Gepäck belegt – und wollte sich auf den Weg machen. Eine Hand hielt ihn an der Jacke zurück. Es war ein älterer Mann, der aussah, als habe er sein ganzes Leben in diesem Wartezimmer verbracht. «Wenn du etwas Wertvolles hast», sagte der Mann in gebrochenem Deutsch, «dann nimm es lieber mit. Es wird hier viel gestohlen.»

Der nicht mehr junge Arzt, vor dem er ein paar Minuten später in Unterhosen stand, machte einen gelangweilten Eindruck. Mike konnte das gut verstehen. Wer Medizin studiert, will Herzen transplantieren oder sonst etwas Bedeutendes. Derjenige sein, den man ruft, wenn kein anderer mehr helfen kann. Nicht jeden Tag in einem Zimmer sitzen, das mehr wie ein Büro aussieht als wie ein Ordinationsraum, und im Viertelstundentakt irgend-



welche Flüchtlinge auf ansteckende Krankheiten untersuchen.

Mike hustete, sagte «Ah» und liess sich das Stethoskop auf die Brust drücken. Er wusste, dass er gesund war, aber das galt natürlich erst, wenn es auch auf einem offiziellen Papier stand.

Die Narbe am Arm interessierte den Doktor.

«Eine Schusswunde?»

«Ja.»

«Krieg?» fragte der Arzt und wollte schon eine Notiz auf dem Untersuchungsblatt machen.

«Nein», sagte Mike, «es war nur ein Missverständnis. Man hat mich für einen Einbrecher gehalten.»

«Wo sind Sie eingebrochen?»

«Nirgends. Wie ich sagte: Es war ein Missverständnis.»

Hinterher, zurück im Warteraum, fiel ihm ein, dass er besser nicht hätte widersprechen sollen. Eine Kriegsverletzung wäre für ein Asylgesuch sicher nicht schlecht gewesen.

Er hatte denselben Fehler sogar zweimal gemacht. Als der Arzt wissen wollte, wo er seinen Finger verloren habe, hatte er gesagt: «Unfall.» Vielleicht wäre es klüger gewesen, «Folter» zu sagen.

Auch daran dachte er erst hinterher.

Der ältere Mann, der ihn vor Dieben gewarnt hatte, war jetzt zum Reden aufgelegt. «Heute passiert nichts mehr», sagte er mit fachmännischer Miene. «Dein Interview ist frühestens übermorgen.»

«Hier steht, wir sollen uns zur Verfügung halten.» Der Uniformierte am Empfang hat-

te die Stelle auf dem Informationsblatt mit Leuchtstift hervorgehoben, bevor er Mike seinen Laufzettel in die Hand gedrückt hatte.

«Bist du schon einmal geflogen?», fragte der Mann.

«Wie bitte?», fragte Mike überrascht.

«In einem Flugzeug.»

«Nein.»

«Dort machen sie es genauso», sagte der Mann.

«Rufen einen ganz früh auf und lassen einen dann warten. Weil es ihnen so weniger Umstände macht. Willst du mit mir essen gehen?»

«Ich bleibe lieber hier. Vielleicht rufen sie mich ja doch noch heute auf. Ausserdem habe ich kein Geld.»

«Du brauchst kein Geld», sagte der Mann.

«Und wir gehen auch nicht weg. Verhungern lassen sie einen nicht.»

Irgendwann, wie auf Kommando, standen alle auf und gingen zur Türe. Auf dem Flur drängten sich noch mehr Leute. Sie hatten es eilig, nicht weil sie solchen Hunger hatten, sondern weil das Essen eine Abwechslung in einem viel zu leeren Tag bedeutete.

«Man isst hier gut», sagte der Mann. «Aber es schmeckt fad.»

Es gab Kartoffelstock mit einer Fleischsauce. Der Mann hinter dem Tresen machte sorgfältig eine kleine Kuhle in die Kartoffeln, die er dann mit der braunen Flüssigkeit füllte.

«Ein Seelein», sagte er.

In dieser Nacht schlief Mike sehr schlecht. Nicht weil der Mann unter ihm so laut schnarchte und auch nicht weil ein anderer schlecht träumte und immer wieder in einer unverständlichen Sprache um Hilfe schrie. Er

lag wach, weil er sich dauernd dieselbe Frage stellte: War es nicht doch ein Fehler gewesen, ein Asylgesuch einzureichen?

Sein Interview fand schon am nächsten Nachmittag statt, nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden nachdem er sich bei der Empfangsstelle gemeldet hatte. Man war hier wirklich gut organisiert.

«Sie sprechen Deutsch?» sagte der Mann hinter dem Schreibtisch. Obwohl es in dem Büro heiss war, hatte er sein Jackett nicht ausgezogen. Auf der Fliege an seinem Hals flatterten weisse Schmetterlinge über eine grüne Wiese.

«Ich habe sogar ein bisschen Schweizerdeutsch gelernt», sagte Mike.

«Das ist praktisch. Wir sind heute mal wieder knapp mit Übersetzern. Mein Name ist Hasler, vom Bundesamt für Migration. Und das ...» – er wies auf eine Frau, die etwas abseits auf einem Stuhl sass – «... ist Frau Rebsamen von der Caritas. Sie wird bei unserem Gespräch dabei sein, ohne selber Fragen zu stellen.»

Frau Rebsamen nickte und lächelte.

«Also», sagte Herr Hasler, «dann fangen wir an. Ihr Name?»

«Mike Keita.» Das war zwar nicht sein richtiger Vorname, aber er hatte sich an ihn gewöhnt.

«Keita? Wie der Fussballer?»

«Wie der Fussballer», bestätigte Mike.

«Soso.» Es war nicht klar, was Herr Hasler damit sagen wollte.

«Wir stammen aus demselben Dorf.»

«Interessant», sagte Herr Hasler, machte aber keine Notiz. «Herkunftsland?»

«Guinea.»

Frau Rebsamen zuckte zusammen, als ob er etwas Falsches gesagt hätte.

«Wann in die Schweiz eingereist? Aufenthalt seither? Haben Sie in dieser Zeit irgendwo gearbeitet?»

Es waren viele Fragen, und Herr Hasler wollte immer nur kurze Antworten hören. Obwohl man gerade die wichtigen Dinge oft nicht kurz erzählen kann.

«Welche Ausweispapiere haben Sie?»

Mike hätte gern erklärt, dass die spanischen Behörden seinen Pass beschlagnahmt hatten, damals, als ihre Küstenwache das Flüchtlings-schiff aufbrachte. Aber Herr Hasler winkte ab.

«Die Gründe sind für das Verfahren nicht relevant. Sie haben achtundvierzig Stunden Zeit, um gültige Ausweispapiere zu beschaffen und hieramts vorzulegen. Sollten Sie dieser Aufforderung nicht nachkommen, so wäre das ein Grund, auf Ihr Asylgesuch nicht einzutreten.»

«Aber ...»

«Achtundvierzig Stunden», wiederholte Herr Hasler. «Sie werden dann aufgerufen.»

Frau Rebsamen von der Caritas lächelte immer noch. Sie hatte während des ganzen Gesprächs kein Wort gesagt.

Folge 29 in der nächsten Weltwoche



## Über sieben Reishügel

Die Krankenschwester Britta Winkowski, 34, und der Unternehmer Daniel Bottignole, 31, heirateten letzte Woche. Es war eine spirituelle Fusion.

**Daniel:** Ich war acht Jahre lang Bramacari-Mönch im Hare-Krishna-Tempel in Zürich. Es war eine wunderbare Zeit. Nie fühlte ich mich unbeschwerter als in diesen Jahren. Die Tagesabläufe verliefen exakt nach dem gleichen Rhythmus. Nur so konnte jene Ruhe erlangt werden, die emotionale Freiheit bringt und eine spirituelle Weiterentwicklung ermöglicht. Natürlich lebt ein Mönch in strengem Zölibat und wendet sich auch von anderen weltlichen Dingen ab. Das machte mir nie etwas aus, denn anderes kam dazu: der innere Frieden. Trotzdem kam der Tag, an dem ich meinen safran-gelben Dhoti ablegte und ihn gegen einen weissen tauschte. Das war vor drei Jahren.

**Britta:** Die Farbe der Kleidung symbolisiert den Stand seines Trägers. Jene Mönche, die ihr lediges Leben verlassen, wechseln zu einer weissen Kleiderfarbe. Ich war seit Jahren am Krishna-Bewusstsein interessiert und ging im Tempel ein und aus. Daniel fiel mir zum ersten Mal auf, als er einen Vortrag über die indische Philosophie hielt.

**Daniel:** Eines Tages veranstalteten wir ein grosses Fest. Anlass war die Montage eines Feuerrades – des Chakra von Vishnu, dem Gott der Erhaltung – auf dem Dach des Tempels. Um es zu installieren, mussten wir einen Hebekran mieten. Alle, die wollten, durften später ebenfalls hinauf, um das Chakra zu berühren und eine Blume hinzulegen. Ich war der Lift-boy, und Britta stand dicht neben mir. Ich fand sie sehr anziehend. Später kamen wir ins Gespräch. Es war schnell klar, dass wir im Leben das Gleiche wollen. Kurz darauf ging ich auf eine Indienreise und wusste bereits zuvor, dass ich den Tempel verlassen werde, um mit Britta zusammenzuleben.

**Britta:** Das machen viele und hat mit einer Abwendung von der Gemeinschaft nichts zu tun. Im Gegenteil: Vor zwei Jahren fand meine Einweihung statt.

**Daniel:** Wir zogen sofort zusammen. Die Zeit im Tempel prägte mich: Weil ich gelernt hatte, von äusseren Einflüssen weitgehend unbeeinflusst zu funktionieren, verlief die Konfrontation mit der Aussenwelt harmonisch und glücklich. Das schliesst natürlich auch die Beziehung mit ein. In meinem Bewusstsein ist eine Frau genauso viel wert wie ein Mann, aber



«Es war schnell klar, dass wir im Leben das Gleiche wollen»: Ehepaar Bottignole-Winkowski.

die unterschiedlichen Energien und Talente sind Tatsachen, die man akzeptieren sollte.

**Britta:** Am Anfang wusste Daniel nicht, wie man einen Einzahlungsschein ausfüllt, dafür konnte er – seitenlang und auswendig – aus den vedischen Schriften zitieren.

**Daniel:** Ich sah ein paar Krishna-Paare, die an der Realität scheiterten: einkaufen, Wäsche waschen, Steuern ausfüllen. Auch das sind Anforderungen, denen man zu zweit gewachsen sein muss. Britta half mir in diesen Dingen. Wir testeten zuerst aus, ob es nicht nur spirituell funktioniert, sondern auch im Alltag. Darum dauerte es ein Weilchen, bis wir uns zur Heirat entschlossen. Wir halten die Regeln – keine Drogen, kein Fleisch, kein Alkohol – strikte ein. Aber natürlich gehen wir auch ins Kino oder an ein Konzert und stehen nicht so früh auf, wie es im Tempel üblich ist.

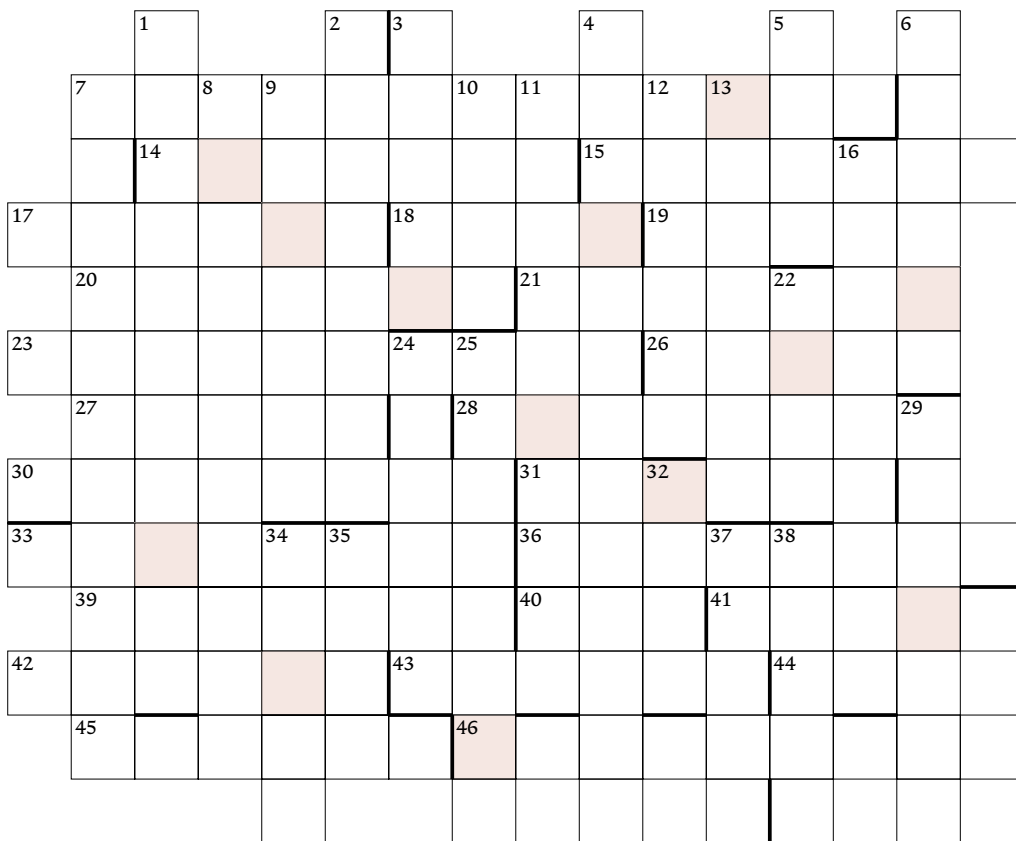
**Britta:** Einen Teil der vorgeschriebenen Mantras – das sind über tausend formelhafte Wortfolgen – beteten wir auch schon auf dem Weg zur Arbeit: im Bus oder Auto.

**Daniel:** Obwohl dies keine idealen Orte sind.

**Britta:** Daran arbeiten wir noch.

**Daniel:** Hundertdreissig Gäste waren an unsere Hochzeit eingeladen. Feuerschalen, Blumengirlanden und traditionelle indische Musik sind Bestandteile der ausführlichen Zeremonien. Wir stiegen über sieben Reishügel: Symbolhaft steht jeder einzelne für eine mögliche Hürde in der Ehe. Nachdem wir die Segnungen erhalten hatten, warfen wir zum Dank Reis ins Feuer. In einer grossen Wasserschale, deren Oberfläche mit Gewürzen bedeckt war, tauchten wir schliesslich nach einem Ring. Wer ihn zweimal hintereinander erwischt, hat in der Ehe künftig die Hosen an, heisst es. Das Fest war ein denkwürdiges und gewichtiges Ereignis: Sollte jemals der Gedanke an ein Weglaufen aufkommen, hindern einen die vielen schönen Erinnerungen an den Hochzeitstag daran.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.



**Lösungswort** — Bankbilanz aus Sicht des Laien

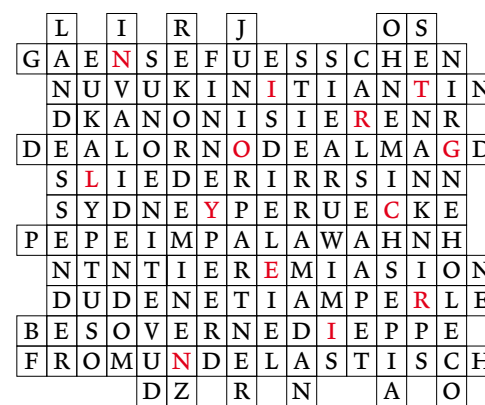
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — (v. h. = von hinten) 7 Wo der Takt sitzt bei diesem Gefühl. 14 Vermeintlicher Schwitzer in der Nacht. 15 Dieses Ablegen steht zu Toten wie die Waise zur Weise. 17 Der Trick, in dem man sich schon mal verstrickt. 18 Ein solch englisches Teil hat das Zeug zum Werken. 19 Sinnliches Muss vor dem Sterben in Neapel. 20 Gepfefferte Segelleinen. 21 In der edleren Variante hiesse es gläsern. 23 Das Ego ist hier zentrisch oder istisch. 26 Hendrik Nikolaas Theodoor Simons Geschrei bei Schulbrand. 27 Die Selbstopfer des Raufbolds. 28 Bewirkt bei Olav Ende leichter Unruhe. 30 Gerechtigkeit verlangt dieses Mass (v. h.). 31 Kann es an den Fragen, wenn man keine Antwort findet. 33 Weit weg aufstellen? 36 Der Stab des Erschlagenen war untauglich als Blitzableiter. 39 Das Seeland ist hier nicht neu. 40 Rarität im Geschirrragal. 41 Der Heringsartige wurde nicht nur im Mai gefischt. 42 Karpale Verbindung zu Retinaculum flexorum. 43 Flan gibt Ostasiaten den Gong. 44 Ein alter Tessiner-sender ist ist verkehrt. 45 Bei Sablés möchte man nicht, dass Nomen Omen ist (v. h.). 46 Der Laferi ist als Händler nicht beliebt.

**Senkrecht** — 1 Der Kreis schliesst sich beim Schritteunternehmen. 2 Tun auch Okkupanten das Örtchen gewaltfrei. 3 Steht vor der allgemeinen Verunsicherung in Österreich. 4 Wohnraum für die oberen 10000. 5 Macht den Pilz zum Vogel. 6 Originalschauplatz des dritten Mannes. 7 Kraftsparendes Transportmittel für Verlierer. 8 Staat für die Zeit, wenn an der Theke nichts mehr getrunken wird. 9 Vermeintliche Sinne gibts nur als erste Besitzerform. 10 Dort ist der Bampf das höchste der Gefühle. 11 Ohrenbetäubender Ausnahmezustand vor dem Notenschluss. 12 Ziel der Eigenbewirtschaftung von Abzockern. 13 Beim Lotto ist Schiebung das Gegenteil. 16 Ohne Besitzer ist die Wettbewerbsteilnahme für Damen ausgeschlossen! 22 Hat sicher kein Feuerwasser in der Luft. 24 Berühmter Ostexpress. 25 Wo Harlow, Disney u. a. 31 Waagrecht tun. 29 Befehl an Jakobs Frau beim musikalischen Pachten. 32 Biblischer Buchmacher. 34 Das Opelende könnte es mit sich bringen. 35 Dalis Käsemusenmagazin. 37 Zünftig exotisches Zürcher-tier. 38 Damit lässt sich Blaues marinieren.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 119**



**Waagrecht** — 7 GAENSEFUSSCHEN 15 NUVUK (Inuitsiedlung in Alaska) 17 INITIANTIN 18 KANONISIEREN (= heilig sprechen; Kanon) 19 DEALORNO-DEAL (R. Kilchsperger) 21 MAGD (...eburg) 22 LIEDER (in «Flieder»; «Wenn der weisse Flieder ...») 24 IRRSINN 26 SYDNEY (... Pollack, US-Regisseur † 2008, «Jenseits von Afrika») 28 PERUECKE 31 PEPE (... Lienhard, CH-Musiker; = ital. Pfeffer) 32 IMPALA (Chevrolet-Modell; Schwarzfersenantilope) 34 WAHN (Kölner Stadtteil) 35 TNT (Konsonanten in «Tunte») 36 IEREMIAS (= Geronimo; ... Gotthelf, CH-Autor † 1854) 38 ION (... Tiriac, rumän. Tennis-Manager) 39 DUDEN (in «Kennst du den?») 40 ETIAM (= lat. noch) 42 PERLE (= griech./lat. margarita) 43 BESO (= span. Kuss) 44 VERNE (Jules ..., frz. Autor † 1905) 45 DIEPPE (gescheiterte «Operation Jubilee» 1942) 47 FROMUND (Heiliger) 48 ELASTISCH («Elastigirl»)

**Senkrecht** — 1 LANDESSENDER («... Beromünster» lag auf dem Gebiet v. Gunzwil) 2 INVALIDENDOM (Grab Napoleons in Paris) 3 REKORD («Guinness-Buch») 4 JUNIORPARTNER 5 OHNEMICH 6 SETNAN (Nantes; «Edikt von ...») 8 EUKALYPTUS (70% der austral. Bäume) 9 FINNEY (Albert ...; US-Schauspieler; Finne-Y – Schwede-X) 10 EISDIELE 11 STIER («... sein» = pleite sein) 12 SIE 13 CARL (... Gustav Jung; CH-Psychologe † 1961) 14 NIRGNEHOL (Lohengrin) 16 UNO (Kartenspiel) 20 ARUWIMI (Fluss im Kongo) 23 ENITEVUD (Duvetine, Geweberart) 25 SEA (= engl. Meer, nicht See (= Lake, dt. Salzlösung)) 27 EMINENZ 29 RAMADAN (Milaim Rama, CH-Fussballer; Dan = Budograd) 30 KNIRPS (Zwerg, kleiner Regenschirm) 33 PEER (... Steinbrück, dt. Finanzminister) 37 SEPIA (Tintenfischfarbe) 41 IEL (Lei, Ez. Leu; rumän. Währung) 42 PET (Petting) 46 ECO (Wirtschaftsmagazin auf SF)

**Lösungswort** — NITROGLYCERIN

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering

Hoffentlich lesen es unsere Häuptlinge, bevor der Chef der Kavallerie es liest: «Das Blocher-Prinzip. Ein Führungsbuch.»

Christoph Blocher stellt im Gespräch mit dem Journalisten Matthias Ackeret seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor. Ein Buch, das heute aktueller denn je ist. Es erscheint bereits in der 4. Auflage im Meier Buchverlag Schaffhausen. Erhältlich in jeder guten Buchhandlung. Klare Worte von Christoph Blocher gibt's auch in Tele-Blocher, der wöchentlichen Fernsehsendung im Internet. Jeden Samstag ab 15 Uhr. Nur auf [www.teleblocher.ch](http://www.teleblocher.ch).

**M**  
MEIER BUCHVERLAG  
SCHAFFHAUSEN



**DAS BLOCHER-PRINZIP**  
EIN FÜHRUNGSBUCH

Wer als Unternehmer, Offizier oder Politiker damit erfolgreich ist wie Christoph Blocher, dessen Erfolgsgemässnis möchte man ergründen. In diesem Buch von Christoph Blocher stellt er seine Führungsphilosophie und seine Führungsprinzipien vor und erklärt, wie es ihm schliesslich gelungen ist, in allen Lebensbereichen grosse Leistungen zu erbringen.

DAS BLOCHER-PRINZIP EIN FÜHRUNGSBUCH

**DAS BLOCHER-PRINZIP**  
EIN FÜHRUNGSBUCH

